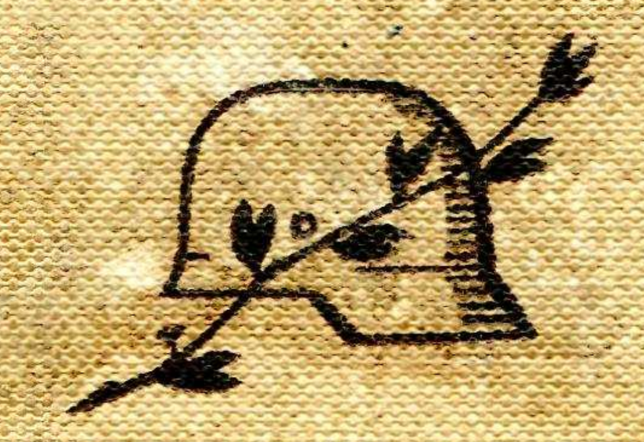
Kameraden der Front





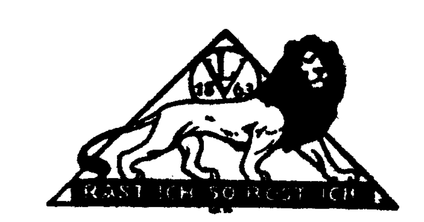
Kameraden der Front

Erzählungen aus dem Weltkrieg

von

E. G. Erich Lorenz

Mit 1 Buntbild
und 15 Federzeichnungen
von Willy Planck



Loewes Verlag Ferdinand Carl, Stuttgart

10– 4 Nr. 1221

Erscheinungsjahr 1936

Gedruckt auf holzfreiem Papier in der Stuttgarter Vereinsbuchdruckerei AG.

Inhaltsübersicht



Schmiers Emil

Auf dem Marktplatz einer kleinen sächsischen Stadt, die Nossen heißt und an der Mulde liegt, steht Emil Schmiers Vaterhaus. Es ist nicht eben groß, auch nicht aufdringlich, wie so viele Geschäftshäuser, die es mit der „neuen" Zeit halten wollten und ihr altmodisches „Äußere" veränderten. Nein: Emil Schmiers Häuschen trägt seit undenkbaren Zeiten einen dichten grünen Reblaub-Behang, der in jedem Frühjahr zurechtgestutzt wird und lugt aus kleinen, blitzenden Fensteraugen marktauf und -ab. Es hat sich ordentlich behaglich zwischen die anderen Häuser gekuschelt, und wenn aus seinem niederen, ziegelroten Schornstein frühmorgens ein

feines, blaues Rauchfähnchen steigt, dann ist es, als klinge ein Lied von heimeligem Glück gen Himmel.

Neben der grüngestrichenen Haustür steht eine steinerne Bank, auf der sich schon zeitig am Tage Buben und Mädel die Knie wetzen, denn von ihr aus kann man die ganze Auslage des Ladenfensters ungestört „studieren". Über dem Fenster hängt ein gleichfalls grüngetünchtes Schild, auf dem steht: Emil Schmier, Fette, Farben und Firnis. Es hätte ebensogut heißen können: „Allerlei Schmierbares", weil man außer den drei angegebenen Dingen bei Vater Schmier vielerei anderes kaufen konnte, das in die „Branche" gehörte, sogar Schmalz und Butter, Aufstrichpflästerchen und Einreibemittel gegen Gicht, Podagra und Rheumatismus.

Großvater Schmier war der Gründer des Geschäftes gewesen. Nachdem er jahrelang mit einem Handkarren von Haus zu Haus gezogen, seine Päckchen, Dosen und Pülverchen auf diese Weise abgesetzt und sich dabei ein kleines Vermögen erarbeitet hatte, kaufte er sich das Häuschen und richtete einen Laden ein. Großvater Schmier war aber nebenbei noch so eine Art kleiner Wunderdoktor gewesen. Er kannte die Heilkraft aller Kräuter, strich in den Wäldern und Wiesen umher, sammelte, trocknete und mengte und verschenkte, was andere sich teuer bezahlen ließen. So hatte er sich in der ganzen Stadt beliebt gemacht, und es war kein Wunder, wenn die Glocke an der Haustüre immerzu schellte und die Kundschaft, die er bislang besucht hatte, nun zu ihm kam. Sein Wohlstand wuchs, und als er sich zur letzten Reise anschickte, da trauerten viele aufrichtig um ihn.

Willibald Schmier, sein einziger Nachkomme, verwaltete das Erbe, wie es sich für einen guten Sohn schickt. Er ver-

mehrte es, nahm sich eine tüchtige Frau, und bald schrie der jüngste Schmier in seiner Wiege. Sie nannten ihn Emil, und damit er sich beizeiten an das Geschäft gewöhne, trug ihn Mutter Schmier schon in den ersten Tagen seines irdischen Daseins in den Laden, in die Vorratskammern, sogar auf den Speicher, kurzum überall dort herum, wo es nach Seifen, Ölen, Fetten und Kräuterchen duftete. Emil Schmier wuchs heran, wurde ein kleines, kugelrundes Männchen, stand schon mit sieben Jahren eifrig hinter dem Ladentisch und half, die Kundschaft zu bedienen. Ein weißes Schürzchen vor dem Bäuchlein, immer liebenswürdig lächelnd und behend wie ein Ball: so stellte er sich jedem vor. Man hatte ihn gern. Sogar die alten Muhmen, die noch den Großvater gekannt, lobten ihn.

Dann kam die Zeit, die alle tüchtigen Männer ein paar Jahre zum Dienst fürs Vaterland ruft. Emil Schmier wurde Artillerist.

„Dunnerlitzchen", sagte der Vater, als der Junge das erstemal auf Urlaub kam.

„Dunnerlitzchen", hieß es abends am Biertisch bei den Stammgästen. „Der Emil ist mal einer! Dunnerlitzchen!" und die Frau Mama strahlte.

Rasch gingen die Jahre dahin. Wieder stand Emil Schmier hinter dem Ladentisch und verkaufte Öle und Fette und all das Schmierbare, was eine neue Zeit erfunden hatte und das fein säuberlich in den Regalen des Schmierschen Geschäftes aufgestapelt war.

Da schlug die große Glocke auf allen Türmen des deutschen Vaterlandes an: Sturm! Krieg!

Mutter Schmier weinte. Nun mußte ihr einziger Junge, ihr Erbe, gegen Frankreich ziehen.

Doch die Männer lachten ihr die Tränen weg: „Was denn, Mutter! Was denn! Das wird so schlimm nicht werden! Dem Franzmann haben wir bis Weihnachten so auf die roten Hosen geklopft, daß er die Kränke kriegt und uns in Ruhe läßt! Wird nicht gleich Kopf und Beine kosten! Laß man, Mutter!"

Aber Weihnachten kam und ging vorbei. Der Krieg dauerte an. Der Krieg zog seine Wolken über ganz Europa, Geschützdonner hallte in Rußland, Italien, in der Türkei, in den Kolonien. Eine Welt krachte in allen Fugen.

Emil Schmier stand irgendwo da draußen, bald in Rußland, bald in Frankreich, irgendwo, ganz fern. Schrieb er nach Hause — und das tat er sehr oft — so sah man vielleicht auf einer Postkarte das Bild einer zerstörten Ortschaft und spürte das Grauen im Rücken. Man las mit glänzenden Augen und zuckendem Herzen die Berichte von einer Schlacht, die der Emil mitgemacht hatte, aber man wußte nie, wo das nun eigentlich gewesen war.

Das ging 1915 so, 1916 so! Einmal hieß es im Briefe des Jungen: vor Verdun! Ein anderes Mal: an der Somme! Und ein drittes Mal: im Priesterwald!

Emil hatte schon das Eiserne Kreuz zweiter Klasse und einige Verdienstmedaillen, und Vater und Mutter Schmier hätten etwas darum gegeben, wenn sie ihren Jungen nur ein einziges Mal zu Hause im Schmuck seiner Orden gesehen. Weil es aber an allen Ecken und Enden der Front brannte, fiel der Urlaub aus.

Neunzehnhundertsiebzehn! Schon neunzehnhundertsiebzehn und noch immer Krieg!

*

Über der kleinen Muldenstadt strahlt Maisonne. Blau kringelt der Rauch aus dem ziegelroten Schornstein des Schmierschen Hauses. Nichts scheint sich verändert zu haben. Und doch! Die Fensterauslage sieht dürftig aus. Fette, Öle und mancherlei Schmierbares, was seitdem hier gelegen, ist längst verschwunden. Der Krieg hat es mit sich genommen an die Fronten. Schellt die große Ladenglocke, dann kommt wohl jemand, um einen Schwatz zu machen; selten einer, um etwas zu kaufen.

Die Menschen haben sich zurückgezogen in ihrem Leid. Trauer ist eingekehrt, und kein Tag verrinnt, ohne daß man erfährt, daß schon wieder einer draußen geblieben ist für immer.

Selbst den Postboten, dem man begierig in all den Jahren entgegengelaufen ist, erwartet man jetzt mit klopfendem Herzen. Doch man erwartet ihn!

Da humpelt einer über den Marktplatz. Ein Kanonier! Einer von denen, die aus der kleinen Muldenstadt ins Feld gezogen sind? Mit einem Schlage stehen alle Menschen an den Fenstern. Sie kennen ihn nicht! Ein Fremder! Aber ein Kanonier! Seht doch, ein Kanonier!

Jetzt stolpert er nach dem Schmierschen Hause. Zieht an der großen Glocke, vergewissert sich noch einmal am Ladenschild, daß er am richtigen Ort sei.

Nun öffnet der Vater Schmier, steht erstaunt, grüßt zögernd, vielleicht ist er erschrocken?

Man muß doch gleich sehen, was da los ist? Der Emil ... der Emil vielleicht verwundet? Tot? ...

Schon stehen Kinder um die beiden, den fremden Kanonier, den Vater Schmier und sperren die Mäuler auf.

Schon sind Männer und Frauen über den Marktplatz gelaufen und zwängen sich dicht heran.

Da ist auch Mutter Schmier aus der Türe getreten, das Gesicht voller Angst.

Und nun sagt der fremde Kanonier ganz laut: „Guten Tag! Bin ich hier recht beim Emil seinen Eltern?"

Sie nicken nur. Und der Soldat: „Dann soll ich recht schön grüßen vom Emil und es ginge ihm sehr gut! Er komme bald auf Urlaub, da wir jetzt in Ruhe liegen ..."

Es geht ihm gut! Es geht ihm gut! Sehr gut sogar! Und er kommt auf Urlaub!

Alle haben das begriffen. Vater Schmier lacht, Mutter Schmier weint vor Freude. Alle Menschen drängen ins Haus, in die „gute Stube". Minchen, das Mädchen, muß sofort einen Tee kochen, einen aus der Kräuterkammer, denn echten schwarzen Tee aus Indien gibt es schon lange nicht mehr.

„Setzen Sie sich nur, Kamerad", sagt der alte Schmier und nötigt den Zögernden aufs Sofa.

„Machen Sie sich's nur bequem, Herr ... Herr ... wie war doch der Name?" entschuldigt sich Mutter Schmier.

„Hanselmann, Paul", antwortet der Kanonier wie auf dem Kasernenhof.

„Sie haben sicher rechten Hunger und Durst, Herr Hanselmann?" fragt Mutter Schmier weiter und wäre doch so froh, wenn sie jetzt nicht in die Küche müßte.

„Laß mal, Mutter! Laß das mal das Minchen besorgen! Bleib da! Kamerad Hanselmann wird uns gewiß viel von unserm Emil zu erzählen haben!"

„Geht es ihm auch wirklich ganz gut, Herr Hanselmann? Gell, Sie sagen uns die Wahrheit?"

„Natürlich! Natürlich, Frau Schmier! Die reinste Wahrheit! Immer dicker ist Ihr Emil geworden! Ne Pfundskanone! Un' so!"

Dann schweigt er wieder.

„So, so", sagt Vater Schmier und kramt in seinem Tabakkasten nach etwas Rauchbarem.

Der Kanonier lacht: „Lassen Se das man, Herr Schmier! Mit Rauchzeug sind wir besser versehen da draußen! Da...!"

Und er reicht dem Alten eine Zigarre, die er aus seinem Rockärmel zieht. Dann schweigt er wieder.

Wenn er doch reden wollte! Wenn er nur erzählen würde, denkt Mutter Schmier, denken alle, die hier in der kleinen Stube versammelt sind.

Da nimmt sie sich ein Herz: „Ist's sehr schwer bei euch an der Front?"

„Manchmal, ja! Wenn's Saures gibt! Pfui ... päng! Pflutsch! Wieder 'ne Ladung und wieder 'ne Ladung und immer wieder 'ne Ladung, lauter Eisenhaltiges! Reißt einem den Arm weg, das Been oder macht Löcherchen in den Kopp, daß m'r das Uffstehn vergißt!"

„Und unserm Emil geht es wirklich gut?"

„Natierlich, Frau Schmier! Was se bloß für 'ne Angst hamm um den Jungen! Gottstrammbach! Den müßten se mal so rumhantiern sehn! Ihren Emil!"

Nach einer Pause: „Mit Verlaub, wenn's gestattet is', dann will ich mal das Neueste erzählen, was er neilich wieder angestellt hat! Wird sicher das E.K. I jetzt kriegen! Na ja, der eene hat eben Schwein, den andern haut's in den Dreck ..."

Minchen bringt Tee, Brot und Butter.

Der fremde Kanonier langt zu, schweigt und ißt.

Er merkt nicht, daß niemand außer ihm ißt, daß alle auf seinen Bericht lauern, daß es in jedem rumort und poltert: Emil, das E.K. I!

Vater Schmier raucht.

Mutter Schmier spielt mit den Händen unter ihrer weißen Schürze. Noch niemals zuvor ist sie so nervös gewesen ...

Endlich legt der Soldat das Messer weg, wischt sich mit dem Handrücken den Mund ab, steckt sich seine Zigarre wieder an und — lächelt.

Reden soll er doch! Reden!

Vater Schmier reißt die Geduld, doch er sagt fast kleinlaut: „Was hat denn unser Emil angestellt?"

Da brüllt der Soldat förmlich los: „Ha, hahaha! Herr Schmier! Das klingt ja gerade so, als ob der Junge noch auf der Schulbank säße! Angestellt? Angestellt? Nischt hat er angestellt!"

„Aber das E.K. I, Herr Hanselmann?" wirft Frau Schmier erregt ein.

„Ja so, das! Na, da braucht m'r doch nischt anzustellen, Frau Schmier!"

„Das verdient man sich, Mutter", erklärt nun auch Vater Schmier mit wichtiger Miene, „nicht wahr, Herr Kamerad?"

„Jawoll, Herr Schmier!"

Schweigen — rauchen — rauchen, daß die ganze Stube voller Qualm ist.

„Nich' übel, was?" Der Kanonier meint die Zigarre, und Vater Schmier nickt mit dem Kopfe.

Wenn man den Kerl doch zum Reden bringen könnte!

Vielleicht tut's ein Schnäpschen!

Natürlich trinkt er das gern. Draußen an der Front gibt's sowieso von dem Zeugs jetzt immer weniger! Ob er denn auch gut sei?

Er ist gut, ganz alte Sorte noch, aufgehoben, wenn der Junge mal heimkommt. Nun trinkt ihn der fremde Kanonier. Doch da er ihn getrunken, scheint die Zunge mit einem Male gelöst zu sein, denn er sagte schnalzend: „Ich wollte Ihnen doch was vom Emil erzählen, nich' wahr?"

„Ja", klingt es in der Runde, wie erlöst ... endlich!

Und der Kanonier erzählt:

„Also, was der Emil ist, der Schmiers Emil, der hat sich sehr gut gehalten, un' is' wohl der beste Kamerad bei uns! Immer lustig, immer fidel, immer mitten drin! Un' arbeeten kann der! Junge, Junge, dem läuft's nur so von de Finger! ... Also ... da hieß es mal wieder bei uns, rin ins Vergnügen! Aus so ennem französischen Kaff, das sich keen Mensch nich' merken kann ... ich gloobe ‚Läsböff' hieß es ... sin' mir vorgerückt un' hamm uns in em Hohlweg eingericht'. Unterstände gab's freilich nich'! Nur so 'ne Löcher unterm Hang, für zwee Mann enen Dachsbau, daß einem das ... entschuldigen Se ... das ... das ... das bessere Teil grad noch rausgeguckt hat. Na, nischt für ungut, mer hat wenigstens mit de Rockscheese sich Guten Morgen sagen kennen. —

Unsere Schweren hamm mer scheen gegen Fliegersicht abgedeckt. Un' uns dann uff de Lauer gelegt. Es hieß, der Engländer werde angreifen, un' dann sollte' mer nur, was das Zeig hält, uff en Wäldchen lospfeffern ... na, wie hieß denn das nu' gleich? Ja so, das Dronenwäldchen nannten se's!" —

Der Soldat schluckt noch einen Schnaps hinunter.

„Gut, euer Schnaps! Selber gebraut, he? So hintenrum, was? Na, na, nur keen Protest, Herr Schmier! Ich gloob's Ihnen schon. Sie hamm en ehrliches Gesichte ... Also: mir lagen in unserm Hohlweg un' warteten. Drei Tage lang hamm mer so gewartet un' unsere Löcher en bißchen ausgeschaufelt, daß mer wenigstens ganz neinschlupfen konnten! ... Warum ziehen Se denn so en Gesichte, Frau Schmier? Von wegen uff der blanken Erde liegen? Ja, en Plimo gibt's da draußen nich'! Un de Leise hamm ooch keene Federn nich'! ... Also, zur Sache! Am vierten Tage spuckt der Engländer los! Pfui Deibel! Trommelfeuer! Ritsch ... blumm, blumm, pardautz, pläng! Mullemullemulle mulle, ruhhhhhhh, ratsch, pfätsch, ssssssst! Un' das in eener Tour, immerzu, ohne uffzeheern, als wollte er den ganzen Laden in Kluntsch schießen. Erscht uff unsere Stellung, dann hinter de Stellung! Richtig komm'n sahen mer die Dinger! Un' dann uff uns!"

Der Kanonier ist aufgestanden und trommelt mit den Knöcheln auf der Tischplatte: „rrrrrrrr, rumrumrumrum!"

Dazu ahmt er alle Geräusche sausender, einschlagender, krepierender Granaten nach.

Den Frauen wird es ganz unheimlich zu Mute. Der Kanier merkt es nicht.

Krach, haut er auf die Tischplatte:

„So, die saß! Mitten zwischen dem erschten un' dem zweeten Geschütz! Daß die Brocken nur so flogen!

Krach, die zweete, wieder Volltreffer!

Krach, die dritte, dicht drneben! Un' alles flog durchenander. Geschützteele un' Menschen! Mir haut's gegen den linken

Arm und gegen 's rechte Been! Jetzt, denk' ich, is' alles aus! So en verfluchter Flieger hat de Stellung ausgeknobelt, un' nun sitzt jeder Schuß wie uffem Präsentierbrett! Is' mei' Arm ab? Ne, Gott sei Dank! Aber wie gelähmt! Un' der Ärmel voller Blut! ... Da seh ich den Emil neben mir! Der lacht mich an! Ja, ja, der Emil lacht noch! — ‚Na', sagt er, ‚Heimatschuß, Paule?' — ‚Mensch', sag ich, ‚du bist wohl iebergeschnappt', sag ich! ‚Du kannst noch lachen?' — ‚Soll ich vielleicht heulen, Paule?' — ‚Ne, das nun gerade ooch nich'; aber guck' doch mal, Emil! Die scheenen Geschütze, unser ganzer Stolz ... un' die Kameraden!' ... Na, die Sanitäter waren ooch gleich da un' schleppten ab, was das Zeug hielt. Zwee Geschütze waren noch heil geblieben un' nur vier Mann außer mir verwundet. Wie een Wunder war das! Keener tot! ... Jetzt aber kam Befehl: schießen! Da, haste nich' gesehen, saust euer Emil an sei' Geschütz, un' rin un' un' raus un' rin un' raus! Schlag uff Schlag gehts! Wo die Dinger hingehauen hab'n, da wuchs nischt mehr! Ne, da wuchs wirklich nischt mehr! Den Rock hat der Emil runter gerissen, de Hemdsärmel hochgekrempelt! Un' andere machten's genau so! Raus, rin! Raus, rin! Als ob mer den Teifel mit seiner Großmutter auszuräuchern hätten! — Un', siehste da! Mit eenem Male hert der Engländer mit Schießen uff! Es wird stille wie in einer Kirche. Da kommt Befehl: Feuerpause! Mir wischen uns gerade den Schweiß von der Stirne, da geht der Rummel wieder los, un' seelenvergniegt schwirrt ein feindlicher Flieger gerade über uns rum! Au Backe! Das hatte gerade noch gefehlt! Euer Emil lacht! Bald hätt' ich 'ne Wut gekriegt! Der lacht! Wo uns so dämlich zumute is'! — Mir schmeißen raus, was raus

geht! Mir wehren uns verzweifelt! Aber immer sichrer haut der Engländer in unsern Hohlweg! Da ... brummmmmmm, huhhuhuhuiiiiii! Pardautz! Wieder zwischen die Geschütze! Rauch, Qualm, Feuer! ... Mir blieb de Spucke weg! De Munition! De Munition! Wenn die Feuer fängt, fliegen wir alle in die Luft! Emil! Emil! Ich gloobe, ich hab' en ganz laut gerufen! Doch keener antwortet. Nich' vom Fleck hab'ch gekonnt! Wie 'ne Salzsäule bin ich dagestanden! Da verzieht sich der Rauch ... un' was seh ich? ... Euer Emil wütet wie ein Teifelswilder zwischen dene Geschoßkörben rum, wirft se dahin un' dorthin, alle ausenander und zertritt 's Feuer! ... Ja, wirklich, ganz wirklich! Der Emil is' der Eenzige gewesen, der die Situation begriffen un' gleich mitten dreinein geschprungen is'! — Viele waren mir ja nich' mehr, die in de Luft gegangen wär'n! Aber enne Heldentat bleibt's trotzdem! — so mitten unter de brennenden Geschoßkörbe schpringen, alles ausennander reißen und drufftreten, wo's brennt ... ne, ne! Ich hätte das nich' fertig gebracht!"

Der Kanonier ist ganz außer Atem.

Der Kanonier trinkt seinen dritten Schnaps und legt sich im Stuhl zurück.

Niemand sagt ein Wort. Mutter Schmier weint leise vor sich hin. Vater Schmier steht am Fenster und sieht hinaus ...

Wo mag sein Junge jetzt stecken?

Kunzes August

August Kunze, seines Zeichens ehrsamer Kürschnermeister aus Chemnitz in Sachsen, sitzt vor dem Bataillons-Unterstand in Fismes, einem gänzlich zerstörten Nest am Chemin des Dames und pfeift sich eins.

Er hat allen Grund, lustig zu sein, denn erstens ist er keiner der Generalstäbler, die seit Tagen mit schwerem Kopf umherhasten, und zweitens hat er nur auszuführen, was ihm befohlen wird. Befohlen wurde ihm aber seit gestern abend nichts, rein gar nichts. Was schert ihn schon das April-Sauwetter, das mit Regen, Schnee und Hagel über den Damenweg niedergeht. Besser allemal, als das Trommelfeuer der letzten sieben Tage!

Sieben Tage unaufhörlich Trommelfeuer aus tausenden von Schlünden. Raus aus den Rohren, was nur raus geht! Und runter auf die Stellung der siebten Armee, daß einem Hören und Sehen vergehen konnte. Wollten den Damenweg nehmen! Wollten nach Laon durchstoßen, die Herren Mosjös!

August Kunze kennt sich schon etwas in der Lage aus, seitdem er jedes Wort hört, was drinnen im Unterstand gesprochen wird. Da hieß es: an der ganzen Westfront sei der Deibel los! Der Engländer stürme, der Franzose stürme, sogar Russen seien eingesetzt worden, Russen im Westen. Natürlich auch Schwarze! Die größte Offensive der Entente habe begonnen und ... das freut den Kunze am meisten ... sei schon in den Anfängen stecken geblieben. Da August Kunze Meldegänger ist, hat er auch etwas von dem Mordsspektakel abgekriegt! Sieben Tage Trommelfeuer verbringt ein Melde-

gänger nicht im Unterstand, denn die Telefonleitungen waren schon nach ein paar Stunden zerfetzt, unheilbar zerfetzt. Man wäre um alle Flickkommandos gekommen, hätte man die Drähte während des Feuers wieder in Ordnung bringen lassen. Und jetzt ist jeder Mann vonnöten.

So hat der Kunze August hin und her laufen müssen, von der Beobachtungsstelle im Bachgrund hinauf zur Kreidehöhle, wo die xte Kompanie lag; von dort wieder hinüber zur Artillerie des Bataillons, quer über das freie Gelände des Damenwegs, und dann, kaum daß er verschnaufen konnte, zurück zur Beobachtungsstelle. Soll einer ein Vergnügen nennen, selbst wenn die Sonne vom Himmel lacht! Hat sich was, durch einen Granathagel, der wie Schloßen niederbraust und ausgerechnet ihn zu packen sucht, in der Landschaft herum zu sausen! Der Chemin des Dames ist keine glatt polierte Rennbahn, in der man hundert Meter in wenigen Sekunden abläuft. Er ist eine Wüstenei ohne Straße, voller Trichter, Grabenresten, zerfetzten Waldstücken, mit dem Schlingpflanzengewächs „Marke Stacheldraht" geradezu überwuchert und der Sicht feindlicher Fesselballone und Flieger ausgesetzt. Gasgranaten pfetschen drüber hin, schlagen ein, krepieren mit geisterhaftem Gestöhn; schwere Kaliber fauchen her gleich Straßenbahnwagen, die ineinanderrasseln wollen, hauen bald hier, bald dort ein, daß man nicht mehr weiß, wohin man zunächst springen soll, reißen die Erde haustief auf und schmeißen den ganzen Dreck himmelhoch. Wehe, wenn solch eine Erdfontäne zu nahe niedergeht.

Seine Ruhe darf man nicht verlieren! Bei Gott, nur das nicht! Tausendmal hat sich der Kunze August das gesagt in den letzten sieben Tagen, so oft, als er im stillen sein Testa-



ment gemacht. Doch da er kein Neuer war hier oben, kannte er jeden erdtiefen Unterschlupf, wußte, wo die Telefonisten, die Pioniere, die Beobachter in sicheren Beton-Unterständen hockten und sprang wie ein Wiesel immer so weit, daß es gerade noch im letzten Anlauf bis zu einem Stollen reichte. Und rein wie eine Maus vor der Katze! Dann zwei, drei Minuten Ausruhen, Atemholen, Hinaushorchen, Umschauhalten und abermals losgerannt! Hingefallen, Rock und Hose, auch das Gesicht zerfetzt, blutend wieder weiter! Bis endlich das Ziel erreicht war.

Viele Meldegänger hat's schon erwischt! Der Kunze ist heil geblieben ...

Dann hat das Trommeln aufgehört und der Schangel griff an. Die eigne Artillerie ist gleich einer Furie über die Sturmkolonnen gefahren und hat sie durcheinander geworfen, daß es ihnen vergangen ist, nach Laon zu spazieren.

So weit der Kunze herum kam, erfuhr er, daß die eigenen Verluste sehr gering gewesen seien. Aber beim Franzmann!

Beim Franzmann! Kunze wünscht sich nicht, auf der anderen Seite gewesen zu sein.

Und seit gestern abend hat das Matschwetter eingesetzt. Die Flieger sind zu Hause geblieben, die Fettwürste nicht aufgestiegen. Wahrscheinlich hat der Schangel die Nase voll!

So ist dem Kunze endlich wieder einmal wohl. Trotz des Maschinengewehrfeuers, das, gar nicht weit von hier, in einem fort meckert. Sogar einzelne Gewehrschüsse kann er unterscheiden. Na, was soll das schon bedeuten! Werden da und dort ein paar Haufen Blaugrauer in die deutsche Stellung eingedrungen sein! Haben sich festgenistet und müssen wieder ausgeräuchert werden!

Kunze hört, wie man im Bataillons-Unterstand von Reserven spricht, die im Anmarsch seien ... daß der Franzose die Straße nach Laon bepfeffre und den Munitionskolonnen zusetze; hört auch, wo überall Grabenstücke, Waldnester oder ein paar hundert Meter verlorengegangen sind.

Alle Telefontrupps waren nachtsüber an der Arbeit. Nun surrt der Draht unaufhörlich, und die Herren da drinnen können die Hörmuscheln nicht mehr vom Kopfe nehmen.

Kunze pfeift ... „Ein Vöglein saß im Lindenbaum ..."

Prost Mahlzeit, Kunze! Vögel pfeifen hier schon lange nicht mehr außer den stählernen, und die sitzen nicht im Lindenbaum. Hast du überhaupt schon mal einen Lindenbaum auf dem Schmängdädams gesehen, alter Esel? Pfeif' doch was anders! Etwa das Lied von der Annemarie und der ganzen Kompanie! Ach was, Annemarie! Gibt es doch auch schon lange nicht mehr! Seit dem vermaledeiten Stellungskrieg!

Kunze hält halblaut Zwiegespräche, lacht dazwischen und versucht es mit einem andern Liede: „Nu' da woll'n mer noch

mal, woll'n mer nochmal, Hupsdrallera! Lustig sein, fröhlich sein ...!"

„Gefreiter Kunze!"

Aus ist's mit dem Hupsdrallera, lustig sein, fröhlich sein! Ratzebutze aus! Man ruft ihn in den Unterstand und wohl nicht gerade, um ihn zum Frühstück einzuladen.

Ach, Kunze, jetzt ein Frühstück! Der Magen hat schon lange das Knurren aufgegeben und muß sich seit Tagen mit ein paar Schlucken Kaffee begnügen, die man beim Herumsausen da und dort erbat.

„Gefreiter Kunze!"

Kunze steht stramm ...

„Kommen Sie mal her!"

Kunze geht an den Tisch, auf dem die Stellungskarte liegt. Der Bataillonsführer tippt mit dem Finger auf einen Punkt: „Kennen Sie das?"

„Jawoll, Herr Major!"

„Na ... und?"

„Höhe 122, Eckpfeiler sieben, die ‚Lochmulde' daneben ... etwa eine Stunde von hier weg!"

„Wir haben keine Verbindung da hinüber. Die Telefontrupps sind nicht zurückgekehrt! Müssen sehen, was dort los ist!" — Und nach einer stummen Weile: „Er kennt sich doch ganz genau aus, was?"

„Jawoll, Herr Major!" antwortet August Kunze, und dabei glänzen seine Augen, als wollten sie sagen: ich, der Kunze, und mich nicht auskennen? Bin doch egal draußen! Bis uffs Tüpfelchen kenn' ich mich aus!

„Und dann raschestens zurück! Machen Sie's gut, Kunze! Hals- und Beinbruch!"

Raus ist der Kunze, steckt sich zwei Handgranaten in das Koppel und trollert los. Er braucht sich nicht erst lange überlegen, wie er zu laufen hat und springt mit ein paar gewaltigen Sätzen über eine Böschung nach dem Fuchswald zu, der freilich kaum mehr als ein Wald anzusehen ist, so zerharkt haben ihn die schweren französischen Kaliber. Gott! Liegt hier alles durcheinander, übereinander, ein besseres Verhau könnten auch die Pioniere nicht fertig bringen. Wie geschaffen für einen Widerstand, wenn der Franzmann hierherauf gekommen wäre. Und doch sind die Pioniere und Schipper schon da und möchten Ordnung schaffen.

Dem August Kunze gefällt das nicht! Deutscher Ordnungsfümmel, knurrt er vor sich hin! Laßt doch den Dreck für die Schangels liegen! Sollen ihren Laden selber wieder aufbauen!

Verflixt! Beinahe wäre er der Länge nach hingeschlagen! ... Es ist doch gut, daß die Pioniere den Weg frei machen. —

Ein paar Worte Schwatz beiläufig, das hält den Kunze nicht auf; aber es tut ganz gut, zumal es aufgehört hat, zu schloßen und man sich mal schütteln kann wie ein Köter.

Hallo, was ist denn das? Die Pioniere haben die Feldküche mitgebracht! Da könnte man doch schnell mal was fassen, und Kunze macht sich ran.

Den heißen Kaffee hinuntergegurgelt, ein ordentliches Stück Brot in die rechte Klaue geklemmt und einen Handteller voll „Fettigkeiten" (Sägespäne-Wurst mit Kalkspritzern), haut Kunze wieder ab, kommt aus dem Walde raus und hält zuerst mal Umschau.

Vor ihm Brachfeld, seit Jahren nicht mehr bestellt, eher einer Wiese vergleichbar. Na, Wiese wäre auch zuviel gesagt,

denkt der biedere Kürschnermeister und erinnert sich plötzlich der sonntäglichen Spaziergänge mit Weib und Kindern daheim im schönen Vaterland. Und wie das so kommt: eine Ideenverbindung schafft eine andere; Kunze schaudert bei dem Gedanken, die Franzosen und alle ihre Verbündeten wären tief ins Herz des deutschen Vaterlandes eingedrungen und hätten dort alles zuoberst gekehrt, die Ortschaften bis auf die Grundmauern zerschossen, die Felder mit Granaten um und um gepflügt, die Wiesen zu ödem Steppenland zerbrannt und mit Trichtern besät und die blitzblanken Bauernhöfe zu Klump geschlagen!

Kunze seufzt ein paarmal tief auf. Dann ist der Spuk verschwunden.

Da draußen, auf der seit Jahren umkämpften Höhe, lag auch einst eine stolze Ferme, ein Bauernhof mit dem Herrenhaus und seinen Ställen und Scheuern. Weggeputzt ist alles, einfach weggeputzt, als ob es dem Krieg im Wege gestanden hätte. Sinnlos! Na, Kunze! Ist denn der ganze Krieg nicht sinnlos? Ist es nicht sinnlos, daß sich die Menschen anfallen, hinschlachten, aus dem Wege räumen, nur weil es einigen großkopfeten Politikern nicht paßt, daß sie da sind? Da saß man nun im schönsten Frieden zu Hause, ging seinem Geschäft nach, war zufrieden, konnte sich etwas auf die Seite bringen und seine Jungen was werden lassen! Das Leben war schön und lebenswert, und plumps, pardautz haut die ganze Herrlichkeit um. Die Franzmänner erklären den Krieg, die Russen erklären den Krieg, die Italiener, die Japse, ein Staat nach dem andern, und alle haben's auf die Deutschen abgesehen!

Warum? Na, weil sie auf uns neidisch waren, Kunze!

Weil wir ihnen zu gesund wurden, zu stark, kurzum: weil wir ihnen im Wege standen wie die Ferme da drüben.

Kunze schüttelt den Kopf über die verrückte Menschheit und stapft, da sich nichts weit und breit regt, gemütlich über das Blachfeld zur zerschossenen Ferme hin. Er nimmt sich gar nicht die Mühe, nach einem ordentlichen Weg zu suchen, springt über Grabenstücke und Verhaue und bleibt dann und wann einmal an einem Trichter stehen, um lächelnd zu sagen: „War eine feine Marke, die sie hier in die leere Landschaft verpfeffert haben!" Nun ist er an der Ferme, möchte gar zu gern ein bißchen drin herumstöbern und im Geiste den zerschossenen Klumpatsch aufbauen, denn der Kunze liebt alles, was zum Bauern gehört. Aber die Zeit drängt.

So lugt er nur vorsichtig hinter dem Gemäuer vor, über die nun von ihm zu durchquerende nächste Wegstrecke hin: erst noch ein Stück Wiesenland, dann ein dünner Waldstreif, das Hasenwäldchen und dann ... na erst mal so weit, Kunze!

Nichts zu sehen, tiefster Frieden, und die Wasserdämpfe steigen auf wie am Froschweiher daheim vor den Toren der guten Stadt Chemnitz.

Bis hierherauf, knurrt Kunze vor sich hin, sind also die Herren Mosjös mit ihrer großen Offensive gekommen. Und dann war Schluß! Die Sachsen und die Schwaben sind aus ihren Höhlen gekrochen und haben sie heiß in Empfang genommen, daß sie wieder bis über die Aisne zurückgelaufen sind. Möchte nur wissen, warum noch immer die Leitung nach Höhe 122 und nach der Lochmulde nicht intakt ist? Hier kann doch einer geradezu einen Sonntagsspaziergang machen!

Kunze tappt wieder los, gradwegs auf das Hasenwäldchen

zu, taucht darin unter und wundert sich über die Mengen französischer Tornister, Brotbeutel und Gewehre, die hier herumliegen. Müssen es verflixt eilig gehabt haben mit ihrem Reißaus, die Schangels! Wenn nicht Gas geschossen worden wäre, könnte man sich mal nach etwas Eßbarem in den Tornistern und Brotbeuteln umsehen!

Na, laß das mal lieber bleiben, Kunze!

Kunze steht am jenseitigen Rand des Hasenwäldchens, beißt in seinen „Kommisschinken" und lappert die trockne Wurst hinunter. Dazu ist jetzt die beste Gelegenheit, denn nun kommt das gefährlichste Stück des ganzen Wegs.

Wer sagt dir denn das, Kunze?

Das Gefühl, das jeder Soldat, der jahrelang hier draußen herumläuft wie ein Savannentrotter im Leibe hat! Es riecht plötzlich brenzlig!

Kunze schnuppert in der Luft herum.

Kunze hält scharf Ausschau: über die Waldblöße, die das Hasenwäldchen vom „Russennest" trennt, wie sie den Steinbruch nennen, der keine dreihundert Meter vor ihm liegt. Kunze hat volle Deckung und nimmt sich Zeit, zu beobachten.

„Junge! Junge!" sagt er auf einmal leise vor sich hin; „hab' ich mir's doch denken können, daß da was geboten ist! Das sind doch Franzosen!"

Auf der Kante des Steinbruchs bewegt es sich. Da liegt einer auf dem Bauche, hebt die Nase in die Höhe und lugt in die Runde! Vielleicht sitzen noch mehr von dieser Sorte im Loch! Kunze haut seitwärts im Hasenwäldchen ab. Im Laufschritt. Schlägt einen großen Bogen um das „Russennest", um in seinen Rücken zu kommen. Dann wirft er sich auf die Erde, schiebt die beiden Handgranaten, die ihn beim Kriechen

hindern, weiter nach hinten und schlängelt sich näher, immer näher.

Nichts rührt sich. Bis an die Kante des Steinbruchs kommt er ungeschoren, bereit, jeden Augenblick hochzuspringen, abzuziehen und einem plötzlich auftauchenden Gegner die Granate an den Kopf zu werfen.

Da — na, da schau mal einer her! — da hocken wie gefangene Mäuse eins, zwei, drei ... fünf ... sieben ... zehn ... vierzehn Blaugraue im „Russennest". Der andere, da drüben auf der Steinkante ihm gegenüber, wäre also der Fünfzehnte!

Was tun, Kunze? Einer gegen Fünfzehn! Einer, der einen Auftrag zu erledigen hat und nun hier, unvermutet auf den Gegner stößt! Umkehren? Meldung machen?

Ach! Quatsch mit Soße!

Kunze steht plötzlich auf, steilgrad auf, hebt die Handgranate zum Wurfe und schreit mit Donnerstimme: „Heda, Mosjös! Hoch die Lamängs! Fort die Füsils! Parlewu scheptopp! Voala die Bochs!"

Da springen die vierzehn Franzosen auf, als wäre ihnen der Teufel leibhaftig entgegengetreten. Sie starren Kunze an. Und Kunze starrt sie an.

Sie heben die Arme hoch und rufen: „Camerade, pardon camerade!" Auch der Fünfzehnte ist rasch in den Steinbruch zurück gerutscht und stimmt in das Gezeter ein.

Na, denkt Kunze, das wäre ja sehr schnell gegangen. Die glauben gewiß, daß hinter mir noch eine ganze Kompanie im Grase liegt ... wie aber nun weiter! Sein Französisch versagt! Da müssen die Hände herhalten; und er winkt den Blaugrauen, heranzukommen.

Die Franzosen werfen ihre Seitengewehre auf die Erde


W.Pl.

und trotten langsam und — das sieht der Kunze ganz genau — mit verstörten, ängstlichen Gesichtern auf ihn zu.

Herrgott, wenn sie entdecken, daß er ganz allein ist! Kunststück, dann über ihn herzufallen und ihn auszulöschen!

Da kommt ihm ein rettender Gedanke. Er dreht sich blitzschnell um und ruft in die Landschaft hinein: „Bleibt nur! Bleibt nur in Deckung! Es sind ja bloß fünfzehn arme Kerle!"

Gewiß haben die Franzosen kein Wort verstanden; doch die Geste genügte. Nun glauben sie sicher, daß der Kunze nicht allein dasteht.

Kunze lenkt sie mit einer Armbewegung vor sich her nach Höhe 122, Eckpfeiler sieben...

Kunze, bist du ganz verrückt? Wenn du nun dort wieder auf Franzosen stößt? Dann schnappen sie dich, verstanden?

Doch Kunze überlegt nicht lange! Er hat einen Auftrag auszuführen, und den führt er aus! Komme, was da kommen will!

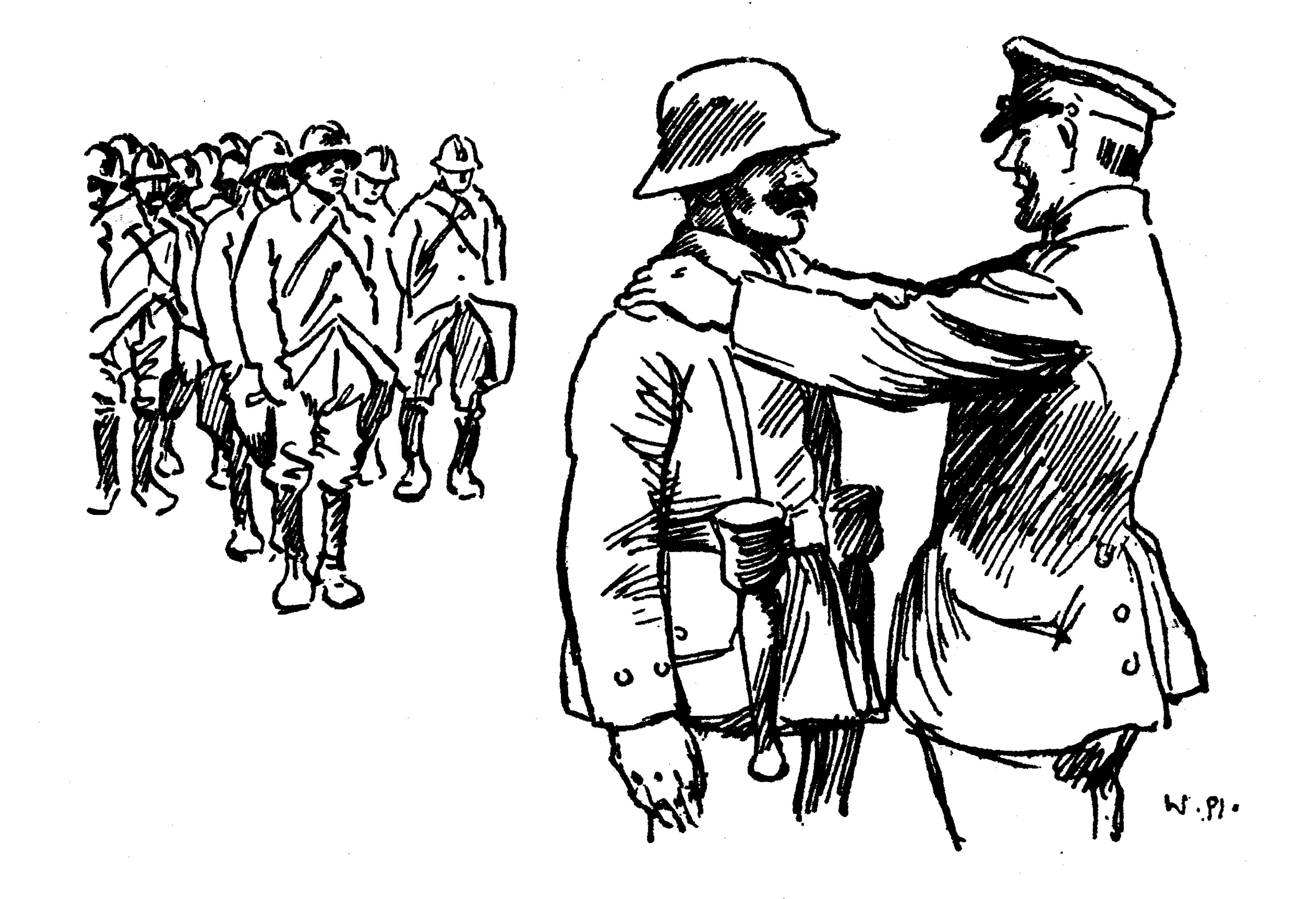
Die Franzosen marschieren bereitwillig vor ihm her. Immer hat er den Stiel der Handgranate fest umklammert. Niemand redet. Schaut einer der Blaugrauen zu ihm hin, dann lächelt der Kunze und sagt: „Parti Allemanche, nich' wahr?"

Und der Franzose lächelt auch...

Oder der Kunze führt die freie Hand zum Munde und sagt: „Bong Freß, Freß, Allemanche! Boku päng! Nix Marmelade!"

Dann grinst der Franzose...

So kommen sie unangefochten zur Höhe 122 und treffen auf deutsche Posten.



Kunze atmet nun doch erleichtert auf, gibt seine Gefangenen ab und erstattet beim Kompanieführer Meldung.

Der schlägt ihm beide Hände auf die Schultern und sagt: „Na, Mensch, Kunze! Das haben Sie aber fein gemacht! Man hat schon nach Ihnen telefoniert!"

„Was?" sagt Kunze verdutzt, „telefoniert? Ich dachte, die Leitung sei zerschossen?"

„Längst wieder in Ordnung, Gefreiter Kunze!"

„Sooooo?" grinst Kunze verdattert; „dann wär' ich ja umsonst hierher gelaufen?"

„Nicht schlimm, Kamerad! Kommen Sie mal rein in das Loch hier! Ich habe noch so 'ne Bulle alten französischen Wein! Ein Schluck wird gut tun, was?"

Kunze trinkt.

Kunze denkt: Da biste nu' hierhergetrollert, hast unter-

wegs fünfzehn Franzosen geschnappt... un' alles für umsonst...

Da hört er, wie der Kompanieführer am Telefon laut sagt: „Jawoll, Herr Kamerad, ganz allein mit fünfzehn Blaugrauen! Fabelhaft, was? ... Natürlich E.K.! Natürlich! Schicke ihn noch heute zurück! Soll sich erst mal von dem Schreck erholen! ... Nein, nichts Neues sonst. Die Luft ist rein. Und alles mäuschenstill. Mahlzeit, Herr Kamerad!"

Kamerad Lerse

Im russischen Hauptquartier hatte man Anfang des Jahres 1915 mit viel Mühe und noch mehr Zorn ein Süppchen gebraut, das man dem Deutschen aus Rache für die verlorene Tannenbergschlacht vorzusetzen gedachte.

Während drüben im Westen der Franzose in der Champagne Sturm lief, der Engländer gegen die Stadt Lille frisch geworbene Truppen ansetzte, Kanonendonner an den Dardanellen bummerte, schob der russische Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch eine neu aufgestellte Armee, die zehnte, gegen die polnischen Städte Suwalki und Augustowo vor, befahl dem General Plehwe, gleichfalls seine Truppen in Richtung Willemberg—Soldau in Marsch zu setzen und dem General Iwanow die Karpathenpässe zurückzuerobern, koste es, was es wolle.

An Menschen hatte Rußland Überfluß. Hier brauchte es nicht zu sparen! Mit geborgtem Geld war so viel Kriegsmaterial hergestellt worden, daß man auch daran nicht litt.

Viele Hunderttausende setzten sich in Bewegung, eine einzige, nirgends unterbrochene Flut schwemmte gegen die deut-

schen Stellungen in den vereisten Sümpfen und Brüchen Polens.

Der deutsche General von Below war auf die Stadt Ossowiez vormarschiert und hatte sich an den Übergängen des Bobrflusses festgenistet.

In den Wäldern von Augustowo räumten ganze Truppenverbände der Deutschen noch die Riesenbeute weg, die der Russe auf seiner Flucht in den letzten Monaten hatte stehen und liegen lassen, und General Ludendorff gliederte indessen seine Armeen in neue, feste Waldstellungen, um die russische Dampfwalze gehörig in Empfang nehmen zu können.

Der General Gallwitz kämpfte um die Feste Praszniysz, und der General Eichhorn schlug sich am Njemen-Strom mit den Russen herum.

Die Russen wollten die Deutschen umfassen und ahnten nicht, daß man dies im deutschen Hauptquartier längst gerochen und selbst an eine Umklammerung der feindlichen Riesenarmeen dachte.

Schwerfällig, doch mit ungeheurer Wucht schob sich der grüngraue Menschenstrom der Russen über das verschneite Gelände, in das vereiste Sumpfgebiet hinein. Maschinengewehre hämmerten ihm, todbringend, entgegen, mähten linienweise und waren wie in den Erdboden verschwunden, wenn es einer tausendfach überlegenen Zahl von Angreifern gelang, die Nester zu besetzen.

Der Deutsche zog sich nach hartem Kampf planmäßig mehr und mehr zurück. Schon glaubten die russischen Generale an einen großen Sieg, glaubten, die Scharte ausgewetzt zu haben, die ihnen Hindenburg und Ludendorff bei Tannenberg beigebracht hatten.

Da geschah das Unglaubliche: die Deutschen hatten den Russen wiederum zwischen Sümpfen und Waldfetzen in die Zange genommen. Vernichtend schlug ihr Artilleriefeuer in die Flanken der russischen Armeen. Unaufhörlich tackten Maschinengewehre rechts und links der andringenden Linienregimenter und warfen Tod und Verderben in ihre Reihen.

Ein zweites Tannenberg stand bevor. Schon waren ganze Truppenverbände verwirrt. Tausende liefen über, andere drängten zurück; es blieb Nikolai Nikolajewitsch nichts anderes übrig, als im Eiltempo auf die Städte Grodno und Olita seine Armeen zurückzuziehen.

Hier verschanzten sich die Russen in tiefgegliederten, festen Stellungen und stießen nur dann und wann einmal in kleinen Haufen ins Vorgelände, brannten eines ihrer eigenen Dörfer nieder und verschwanden mit unheimlicher Schnelle. So war der März des Jahres 1915 herangekommen.

Die deutsche Front rückte langsam gegen den Feind.

Deutsche Ulanenpatrouillen tauchten bald da, bald dort auf, sicherten, hielten Umschau, waren wieder weg...

Zu einer dieser Ulanenpatrouillen gehörte auch Kamerad Lerse. Als alter, einst aktiver Soldat hatte er sich's nicht nehmen lassen, überall da sich herumzuschlagen, wo es eben heiß zuging. Zwar bangten daheim Weib und Kind. Doch Lerse tröstete sich damit: nicht jede Kugel trifft! Und wen's treffen soll, den trifft's!

Hat manch einen schon verwischt, der sich nach hinten in die Etappe verkroch und glaubte dort sicher zu sein! Pumps kam eine Fliegerbombe! Aus war alle Etappenherrlichkeit!

Nein! Nein! Lerse, Wachtmeister Lerse, der sich von allen nur „Kamerad" nennen ließ, ritt am liebsten Patrouille,

und wenn der Satan höchstselbst hinter einer Hecke gesessen hätte!

Ein grauer Märzhimmel hängt träge und wolkenschwer über der polnischen Landschaft. Gleich Schemen stehen die Waldfetzen im Dunst des frühen Morgens.

Regendampf steigt auf. Keine Sicht weithin.

Lerse reitet mit seinen Ulanen gemächlich auf der verschlammten Straße einem großen Flusse zu, den noch eine feste, steinerne Brücke überspannt. Die Russen hatten's auf ihrem Rückzug zu eilig, als daß sie den schönen Übergang noch hätten in die Luft sprengen können. Nun liegen hier deutsche Vorposten.

Kamerad Lerse reitet an ihnen vorbei, über die Brücke hinüber, immer auf der grundlosen Straße weiter, vielleicht eine Stunde lang, bis zu einem Dorf, dessen Namen unaussprechbar ist für deutsche Zungen.

Kurz vor dem Dorf nehmen die Ulanen ihre Karabiner quer vor sich über den Sattel. Man kann nie wissen, ob nicht Russen im Gelände herumschwärmen.

Doch nichts geschieht.

In raschem Trab, daß die Pfützen aufspritzen und es nur so unter den Pferdehufen quatscht und qietscht, reitet die Ulanenpatrouille in das Kaff ein. Herrgott, sieht es hier aus! Der Regen hat die Misthaufen, die vor die niederen Hütten geschichtet sind, über die ganze Dorfstraße geschwemmt. Man reitet durch eine einzige, häßliche, stinkende, rotbraune Soße.

Langsam! Langsam, daß nicht ein Pferd unversehens strauchelt und den Reiter in den Kot wirft.

Kein Mensch zu sehen! Alle Fenster sind verrammelt.

Lerse läßt bei der dritten Hütte halten, drängt seinen Gaul an eins der kleinen, mit Holzläden verschlossenen Fenster und stößt den Karabiner ein-, zwei-, dreimal dagegen. Dabei ruft ruft er immer: „He! He! He!“

Da wird die Türe geöffnet. Ein zerzauster Bubenkopf schiebt sich durch den Spalt. Zwei dunkle Augen leuchten, wie sie die deutschen Reiter erkennen. Ein Freudenschrei! Dann in die Stube gerufen ein paar Worte, die die Deutschen nicht verstehen. Und jetzt tritt der Junge furchtlos aus der Türe, auf Lerse zu. Seine mageren Ärmchen betteln: Nimm mich mit auf dein Pferd! Seine bloßen, dünnen Beine strampeln vor Vergnügen: Nimm mich doch auf dein Pferd, deutscher Soldat!

Aber da ist schon die Mutter des Jungen, zieht ihn ängstlich am Hemd und stiert die Deutschen voller Angst an.

Sie werden ihren Jungen ermorden! Sie werden ihn auffressen! Gewiß! Gewiß! Das werden sie! Man hat es ihr doch gesagt! Die Gefährlichsten von allen sind die Ulanen! Heilige Mutter Gottes, hilf!

Die Alte sinkt vor Lerse auf die Knie, in den Morast, hebt flehend die Hände und redet in einem fort wirres Zeug, daß sich der Wachtmeister nur wundert, wie eine Zunge so unvernünftig rasch hin- und herfahren kann, ohne abzubrechen.

Lerse lacht. Die Ulanen lachen alle!

Ganz freundlich lachen sie.

Lerse beugt sich vom Gaul und klopft der Mutter liebevoll auf die Schultern.

Wenn man jetzt ein Stück Brot hätte, würde man es ihr geben! Oder einen Schluck Wodka, was, Alte?

Die Mutter versteht zwar keinen Brocken von dem, was Lerse zu ihr sagt, aber sie sieht nun doch an den freundlichen Gesichtern der Deutschen, daß bei ihnen mindestens augen-



blicklich kein Verlangen nach russischem oder polnischem Menschenfleisch vorhanden ist.

Da schiebt sich auch ein vierschrötiger Kerl durch die Türe. Gewiß der Herr Papa! Er katzbuckelt in einem fort, und die deutschen Soldaten machen es ihm zum Spaß nach.

Servus! Servus, mein Lieber, schon ausgeschlafen? Alter Freund! Alter Gauner! Erst schickst du den Buben raus! Dann muß die Frau Mama erscheinen, und wenn die Luft ganz geheuer zu sein scheint, kommst du selbst!

Was willst du, Verehrtester? Wohl ein bißchen Tabak, he? Oder gar eine Zigarette!?

Lerse grinst. Der Alte grinst und macht mit den Händen Zeichen, daß er gern etwas Rauchbares hätte...

Na, warum nicht, denkt Lerse und gibt ihm eine seiner Zigaretten.

So ist die Freundschaft geschlossen, und der Alte ruft plötzlich ganz laut über die Dorfstraße.

Das klingt, als nenne er Namen, die Namen seiner Nachbarn.

Lerse, paß auf! Wenn das ein verabredetes Zeichen ist, könnte dir hier der schönste Überfall „blühen".

Lerse paßt auch auf und gibt seinen Leuten einen Wink, auf der Hut zu sein.

Alle Türen werden vorsichtig aufgeschoben. Verwahrloste Menschen treten aus den Hütten, trotten durch den Morast langsam zu den deutschen Soldaten hin und fangen an zu betteln und zu flennen.

Wenn die Deutschen auch so gut wie nichts Russisches verstehen, so ist ihnen doch klar, daß die Leute von all ihrem Jammer erzählen, den ihnen der Krieg gebracht: Alles Vieh fortgetrieben von den Russen! Die Schweine, die Kühe und Pferde, die Enten und Hühner! Kein Brot! Kein Mehl! Keinen Speck!

Und die Bauern bekreuzigen sich.

Wohin soll das noch führen?!

Die deutschen Soldaten hören zu wie in der Kirche.

Indessen bettelt der Junge noch immer, aufs Pferd genommen zu werden und einmal reiten zu dürfen.

Soll ich, fragt Lerse mit den Augen seine Kameraden, soll ich?

Na, warum denn nicht! Tu ihm den Gefallen, auch wenn du ein Dutzend Läuse mehr fängst, als du schon hast! Können denen da doch nichts geben, weil wir nichts mithaben! Tu ihm den Gefallen, Wachtmeister!

Und Lerse hebt den Jungen hoch, setzt ihn vor sich hin und trabt im Schlamm gassenauf.

Hui, wie das spritzt!

Selbst die Bauern fahren auseinander...

Die Mutter schreit laut auf: jetzt nimmt er unsern Jungen doch mit fort! Nun wird er den Piotr auffressen mit Haut und Haaren! Und sie wirft sich wieder in den Dreck...

Aber, am Ende der Dorfstraße, macht Lerse kehrt und reitet zurück, setzt sogar in einem kleinen Galopp an den erschreckt an die Hüttenwände fliehenden Bauern vorbei, kehrt wieder um und wiederholt das drei-, viermal.

Der Junge jubelt! O, er kann auch reiten! Er läßt sich nicht einmal halten, klemmt sich mit seinen dünnen Beinchen fest und wirft die Hände in die Höhe! Ganz wie die Kosaken reitet er.

... Ja so, Lerse: Die Kosaken!

Du könntest doch einmal versuchen, von den Bauern darüber Auskunft zu erhalten. Lerse hält wieder an.

Der Junge ist mit einem Satz bei seiner Mutter. Die reißt ihn wild an sich und küßt ihm das bleiche, verschmutzte Gesicht, die Hände, die Arme.

Lerse spricht mit den Bauern...

Spricht! Das heißt: Hände reden, denn die Worte, die nur so auf beiden Seiten heruntergesprudelt werden, versteht keiner.

Und dennoch gelingt es, zu erfahren, daß seit drei Tagen keine Russen mehr im Dorfe gewesen sind.

Die Bauern geben die Richtung an, in die sie verschwanden.

Da nehmen die deutschen Soldaten Abschied. Lerse bückt sich zu seinem Schützling und drückt ihm die Hand.

Am Ende der Dorfstraße wendet sich Lerse noch einmal um und sieht den Jungen, der mitten im Dreck steht und unaufhörlich winkt.

Leb wohl, kleiner Piotr!

Hinter dem Dorfe geht es wieder auf der vermatschten Straße hin. Es ist etwas klarer geworden. Die Wälder stehen blau vor der deutschen Patrouille, blau und unheimlich. Jeden Augenblick rechnet man mit einem unverhofften Überfall aus ihrem Dunkel heraus.

Doch eine Stunde verrinnt, ohne daß etwas geschieht.

Der Russe hat sich sehr weit zurückgezogen.

Zwischen Waldfetzen hindurch geht es auf ein weites Blachfeld. Unendliche Öde umfängt die deutschen Reiter. Eine Traurigkeit ohnegleichen schwimmt über dieser leeren Landschaft und greift nach den Herzen der deutschen Männer.

Das Blachfeld wird von einer Waldmauer verriegelt.

Lerse läßt halten, läßt absitzen.

Dann nimmt er sein Glas und tastet den Wald ab.

Nichts rührt sich.

Lerse traut der Stille nicht und wartet.

Er gibt das Glas den anderen, und jeder der Ulanen sucht am Waldsaum nach Feinden.

Da! Da! Sieh doch! Seht doch!

Aus dem Walde brechen Kosakensotnien und jagen heran!

Vielfache Überzahl!

Dennoch könnte man sie heiß empfangen!

Man darf nicht! Befehl: beim Anblick des Feindes sofort umkehren und Meldung erstatten!

Im Nu sitzen die Ulanen in ihren Sätteln, reißen ihre Tiere herum und rasen davon.

Die Russen hinterher, immer hinterher, wieder zwischen den Waldfetzen hindurch, über Wiese und Straße, nun durch das Dorf hindurch!

Lerse sieht sich des öfteren um.

Bisweilen zischt auch eine Kugel an ihnen vorbei. Man achtet ihrer nicht...

Hinter dem Dorfe sind auf einmal die Russen nicht mehr da! Aha, denkt Lerse, jetzt wird es ihnen doch zu brenzlig! Sie glauben, daß wir sie in eine Falle locken wollen — und er läßt traben, dann halten.

Rosse und Reiter dampfen.

Man hält eine ganze Weile.

Kein Russe läßt sich blicken.

Zur Brücke zurück, an den deutschen Posten vorbei, Meldung erstattet, dann auf die Strohschütte zum Schlafen. Man hat genug für heute.

Am andern Tag muß Lerse wieder reiten.

Die Vorposten haben dicken Rauch aufsteigen sehen, gradaus, etwa eine Stunde weit weg...

Lerse denkt: das ist das Dorf! Die Halunken haben die

Hütten in Brand gesteckt! Haben vielleicht die Männer und Weiber ermordet und — den Jungen! Ja, der Junge, der Piotr!

Los, Kerls!

Wie eine Windsbraut geht es diesmal davon, ohne Aufenthalt bis auf eine Höhe, von wo aus man das Nest liegen sieht.

Fürwahr, es ist nicht mehr! Es ist nur noch eine dunkle qualmende Masse. Doch da und dort scheinen noch ein paar Hütten zu stehen.

Lerse jagt auf seinem Gaul allen voran, in die Senke hinein ... da stößt er auf die Bauern.

Kreischend fliehen die Weiber.

Doch da erkennt man die deutschen Ulanen und winkt ihnen.

Lerse prescht hin, hält. Eine Frau wirft sich vor ihm in die Knie.

Ist das nicht die Mutter des Jungen?

Gewiß! Er entsinnt sich ganz genau!

„Red doch vernünftig, Weib! Wo ist dein Piotr?"

Dort! Dort, weisen die Arme aller hin, im Dorf!

Lerse sprengt allein nach dem Dorf, hangab, über die Wiese.

Alle sehen ihm nach.

Lerse ist am ersten Haus, das noch lichterloh brennt, nun am zweiten, das schon ein rauchender Haufen ist ... am dritten. Das war es doch! Lerse denkt einen Herzschlag lang nach. Gewiß, er irrt sich nicht!

Halb eingefallen ist die Hütte schon. Aus dem Schutt steigt gelber Qualm. Jeden Augenblick kann die Lohe erneut


W.Pl.

aufschlagen. Lerse dringt durch die Haustüre, die noch unversehrt ist, ein. Ist in einem kleinen, niederen Raum, der voller Qualm schwelt.

Ruft: Piotr! Piotr!

Ein leises Stöhnen antwortet ihm.

Der Junge lebt! Lebt!

Doch wo bist du, Piotr?

Selbst das Licht der Taschenlaterne, das Lerse suchend über den Boden gleiten läßt, vermag den gelben Dunst nicht zu durchdringen. Da nimmt er die Hände zum Suchen ... der breite Ofen ... Piotr? ... ein Tisch ... Piotr? — — die Lagerstatt!

Piotr! Ja, Lerse faßt etwas Weiches, den Körper des Jungen, zieht. Der Junge stöhnt laut auf. Aha, festgeklemmt! Und wieder versucht Lerse, mit der Taschenlampe sich Klarheit zu verschaffen.

Diesmal gelingt es. Ein Balken ist von der Decke gebrochen, liegt quer über dem Lager und hält den Jungen fest. Lerse stemmt sich mit aller Gewalt gegen den Balken, hebt ihn.

Dreck stürzt von oben über ihn...

Piotr vermag sich nicht zu rühren, vermag nicht allein aus dem Bett zu kriechen.

Da lupft der deutsche Soldat mit letzter Anstrengung den schweren Balken bis zur Schulterhöhe und schiebt ihn sich auf die Achsel. Rasch greifen beide Arme nach dem Kinde und ziehen es weg. Krachend schlägt der Balken wieder nieder. Von der Decke schüttert es polternd herab, Steine, Kisten, Erde. Und eine Flamme schlägt hellauf.

Lerse reißt den Jungen an sich und trägt ihn hinaus.

Wild zerrt das Pferd am Halfter. Es will sich losreißen. Das Leuchten des Brandes macht es scheu.

Lerse beruhigt das Tier und steht tief atmend neben ihm, den Jungen noch immer auf den Armen.

Piotr schlägt die Augen auf. Sie strahlen. Der kleine Mund lacht und sprudelt über. Dann umfängt eine Ohnmacht den Knaben.

Lerse nimmt das Pferd am Zügel, hängt ihn sich unter die Schulter und trägt seinen Schützling zum Dorfe hinaus.

Da sehen ihn alle, die Ulanen, die Männer, die Frauen und Kinder.

Eine wilde Jagd beginnt. Sie gilt ihm!

Eine Mutter fällt vor ihm nieder.

Eine Mutter weint herzzerbrechend.

Schweigend stehen die andern, und die Männer haben ihre Mützen vom Kopf genommen.

Piotr lebt...

Langsam bewegt sich nach einer Weile eine traurige Kolonne den deutschen Stellungen zu.

Deutsche Ulanen bringen obdachlose Polen in Sicherheit.

Allen voran reitet Lerse und hält vor sich, quer im Sattel, Piotr, einen von Polens jüngster Generation...

Die Karboltante

So nannten ihn, den Sanitäter Friedrich Schmidt, nur seine Kameraden. Wohl deshalb, weil es überall da, wo sich Schmidt zeigte, nach Karbol duftete. Aus Köln am Rhein stammte die Karboltante mitsamt ihrem gesunden Mutterwitz. Dreimal schon war der Schmidt verwundet worden, und jedesmal hatte er sich wieder zu seiner Kompanie zurückgemeldet. Er war mit ihr verwachsen, lebte mit jedem der Kameraden in einer Bruderschaft, die durch nichts zu übertreffen war. So liebten ihn denn auch alle und mochten ihn nicht vermissen.

Wenn es zum Sturme ging, rannte Schmidt in der ersten Reihe mit, kniete neben den Verwundeten, verband, huschte zum nächsten, gab ihm zu trinken, tröstete, machte einen Scherz, der über die Schmerzen hinweghalf, und war schon wieder beim dritten, beim vierten. Er kannte keine Erschöpfung und keine Furcht. Er ist mit dem Krieg an der Westfront auf- und abgelaufen und blieb der stille, unbekannte deutsche Soldat, der nichts tut als seine Pflicht.

Am 16. Juli 1918, kurz nach Mitternacht, brüllen alle deutschen Geschütze von Chateau Thierry bis Verneuill mit einem Schlage auf und schütten ihre stählernen Ungeheuer auf die Marnestellung der Franzosen.

Die deutsche Offensive hat begonnen.

In Paris erwacht man vom Donner der fernen Schlacht. Die Späher auf dem Eiffelturm sehen den Flammenschein, soweit sie in der Runde Ausschau zu halten vermögen.

Die französischen Geschütze antworten. Die Erde bebt, zittert, vier volle Stunden hindurch.

Da stoßen die Rheinländer zum Sturm gegen den Schicksalsfluß vor, überschreiten ihn in der Frühe des nächsten Morgens, stürmen auch über die erste französische Stellung



und werden plötzlich am Bahndamm von starken, überlegenen und frischen feindlichen Kräften empfangen.

Wild hämmert Maschinengewehrfeuer in ihre Reihen.

Hinwerfen! Schritt um Schritt kriechen die tapferen Rheinländer vor, schießen, werfen Handgranaten, jagen flammende Säulen aus ihren Flammenwerfer-Spritzen hinüber ... umsonst.

Mann sinkt neben Mann getroffen zur Erde, verwundet, stöhnend. Schmerzensschreie rundum: Sanitäter!

Friedrich Schmidt kriecht im wildesten Feuer von einem

zum andern. Fieberhaft arbeiten seine Hände, schneiden Rock und Hose herunter, tasten nach den Wunden, umwickeln sie, stützen den Schmerzgequälten und flößen ihm ein paar Schlucke aus der Feldflasche ein.

Nicht schnell genug kann das gehen, denn überall stöhnen deutsche Kameraden.

Schmidt merkt nicht, daß seine Kompanie unter dem heftigen Maschinengewehrfeuer wieder an das jenseitige Marneufer zurückgegangen ist und der Franzmann im Gegenstoß vorwärtsdrängt.

Von allen Seiten kriechen Verwundete zu ihm hin, als ob sie in seiner Nähe geschützt wären: „Du, Schmidt, wir sind abgeschnitten! Mitten zwischen den Franzmännern!"

Schmidt blickt auf und sieht gerade, wie Franzosen zwei deutsche Kameraden, die sich nach der Marne zu flüchten, freihändig stehend niederknallen, obwohl sie die beiden hätten gefangennehmen können.

Da weiß er, was ihm und seinen Schutzbefohlenen geschieht, wenn sie in Feindeshand fallen.

Vorsichtig kriecht er mit ihnen, dem und jenem helfend und nicht einen Herzschlag lang an sich denkend, zurück, findet auf halbem Wege noch einen Kameraden, dem die Kniescheibe zerschossen wurde, hält, verbindet ihn und zieht ihn mit sich.

So geht es im Schneckentempo zur Marne.

Maschinengewehrfeuer schlägt ihnen aus den eigenen Reihen entgegen. Rechts und links, vorn und hinter ihnen drücken sich Franzosen in jede Erdmulde und jagen aus ihren Gewehren raus, was sie nur können.

Da wird der Kamerad mit dem Knieschuß noch einmal verwundet. In Brust und Ohr zugleich sind ihm Splitter

gefahren. Und wieder läßt Schmidt alle halten, richtet sich halb auf, kniet hin und verbindet.

Dabei bemerkt er zu seiner Freude, daß die Franzosen machen, daß sie aus dem furchtbaren deutschen Maschinengewehrfeuer herauskommen und sich nach rückwärts verziehen. Er atmet erleichtert auf. Vielleicht gelingt es ihm doch, seine Verwundeten glücklich über den Fluß zu bringen.

Nun sind sie am Wasser. Doch, o weh, die Pontons liegen am andern Ufer, und der Gegner beginnt eben, heftiges Artilleriefeuer über das ganze Gelände zu streuen.

Was tun?

Schmidt beißt auf die Zähne und überlegt.

Die Zahl der Verwundeten, die herangekrochen kommen, hat sich bedeutend vermehrt.

Hinüberschwimmen? Das wäre das beste! Doch Schmidt kann nicht schwimmen ... sie alle wissen es!

Und doch bindet dieser Teufelskerl sich einen Maschinengewehrgurt um den Leib und geht in die Marne hinein. Er legt ihn um das Leitseil, an dem man die Pontons herüber und hinüber leiert und turnt sich davon.

Die Franzosen sehen ihn.

Die Franzosen fangen an, nach ihm wie nach einer Scheibe zu schießen.

Kleine Wasserfontänen spritzen von den einschlagenden Geschossen auf.

Schmidt kümmert es nicht.

Schmidt turnt sich weiter ... jetzt ist er in der Mitte ... die Kugeln folgen ihm ... die Verwundeten stieren ihm nach ... er ist ihre letzte Hoffnung ... und Schmidt ist schon dem anderen Ufer nahe ... da schlägt eine Granate dicht bei ihm

ein ... wirbelt ihn gleich einem Federspiel umeinander ... der Gurt verwickelt sich ... Schmidt hängt zappelnd in der Luft ... kann nicht weiter ... greift mit den Armen nach oben ... nach dem Leitseil ... macht sich frei ... und handelt sich auf den Uferrand.

Dort sehen ihn die Kameraden erschöpft zusammenbrechen, und sie geben die Hoffnung auf.

Doch nur sekundenlang sind dem Schmidt die Sinne geschwunden. Die Kameraden! Die Kameraden! Die verwundeten Kameraden, hämmert sein Hirn!

Auf ist er!

Sie sehen ihn.

Sie schreien ganz laut: „Schmidt! Schmidt! Kamerad Schmidt!" da stellt er sich ganz aufrecht und winkt ihnen.

Wild sausen die Geschosse, hauen in die Marne, spritzen und schleudern Splitter und Schlamm nach dem Sanitäter, nach ihrer lieben Karboltante.

Schmidt, sei vorsichtig! Auf dich allein kommt es an! Wenn es dich jetzt erwischt... Großer Gott! Schmidt, sei vorsichtig!

Schmidt macht einen Ponton frei und müht sich hinein. Wieder lassen seine Kräfte nach. Er will rudern.

Es geht nicht!

Er ist zu schwach!

Er nimmt alle Kraft zusammen — umsonst.

Jetzt aufgeben, jetzt, wo es so leicht ginge?

Schmidt ruft um Hilfe ...

Ein Leichtverwundeter, der in seiner Nähe liegt, hört ihn. Er macht sich heran, springt ins Boot, und mit vereinten Kräften zwingen sie den Kahn zum anderen Ufer hinüber.



Hier erst sehen sie, daß das Fahrzeug vielfach durchlöchert ist. Wird es die schwerere Menschenfracht aushalten?

Mit ihren Taschentüchern versuchen sie die Löcher zu verstopfen.

Es gelingt. Wie lange?

Unaufhörlich schlagen Granaten ins Wasser ...

Die ersten Verwundeten werden ans sichere Ufer gebracht. Ein zweites, ein drittes Mal kreuzt der Kahn die Marne, bis der Letzte drüben ist.

Noch liegt man im Sperrfeuer des Franzmanns. Nun hämmern auch die Maschinengewehre wieder ... die eignen!

Schmidt springt hoch auf, winkt mit einem weißen Tuch und schreit aus vollem Halse: „Nicht mehr schießen! Wir sind doch Deutsche!"

Sie haben ihn entdeckt!

Sie kommen herangelaufen, zehn Mann!

Fassen im wütendsten Geschoßhagel ihre verwundeten Ka-

meraden, fassen auch Schmidt, der wieder zusammengebrochen ist, und bringen alle in Deckung.

Da schlägt die Karboltante die Augen auf und lächelt glückselig wie ein Kind.

In manch' eines alten Soldaten Bart laufen Tränen ...

Die Meckerspritze

Ostersonntag 1918. In einer Waldstellung bei Chauny liegen württembergische Truppen, bereit, jeden Augenblick eingesetzt zu werden.

Sie sind guter Dinge und witzeln übereinander.

Vor allem einer kann sich nicht beklagen, daß man ihn dabei übergeht, Fritze Häberle, der Maschinengewehr-Fritze, und einer singt:

„Unser Fritze, Fritze, Fritze
mit der Mecker-Meckerspritze
frißt den lieben, langen Tag
Schlag auf Schlag ...
Und die Mecker-Meckerspritze
unsres vollgefreßnen Fritze
frißt mit ihm den ganzen Dreck
Schlag um Schlag dem Schangel weg!
Und es kommt dereinst der Tag,
wo der Fritze nicht mehr mag,
und die Meckerspritze stöhnt:
hätt' ich mir's nicht angewöhnt ...
denn nun sagt der Fritze, Fritze:
Lebe wohl, du Meckerspritze,

ich hab' jetzt das Fressen satt,
mach alleene den Salat ...
Doch 'ne Mecker-Meckerspritze
ohne ihren Fritze, Fritze
wird bald vor die Hunde gehn!
Darob auch ihr groß Gestöhn ..."

Jetzt fallen alle im Chore ein:

„Darum, lieber Fritze, Fritze,
laß im Stich nicht deine Spritze,
nimm sie doch nach Hause mit,
füttre sie dort mit Biskuit!"

Dann brechen sie alle in ein fürchterliches Gelächter aus, während Fritze Häberle liebevoll den Lauf seines Maschinengewehrs streichelt. Laßt man, denkt er im stillen, ihr seid doch froh an mir und meiner Meckerspritze. Hab' euch manchmal aus einer faulen Lage herausgeholfen. Das beste ist, ich lache mit.

So liegt man bis Mittag im Gehölz.

Nicht weit weg bummert und rollt es unaufhörlich.

Dort muß Chauny sein, wo man sich noch gestern von Haus zu Haus mit dem Schangel herumgeschlagen hat, um dann „auf höheren Befehl" den Rückmarsch über die braune Tunke der Oise und des Croizat-Kanals anzutreten.

Fern vom Schuß ... da fehlt nur noch eins: die Feldküche! Kinder, Kinder! Feldküche, das heißt, wieder mal was Warmes in den Leib bekommen! Und das gerade jetzt! Essen, langsam, gemächlich essen und dann ungestört sich ins Gras werfen können! Ganz wie im Frieden!

Es riecht doch ... was, wirklich? Die Feldküche ist da?

Kein Spuk! Keine Fata Morgana! Die Feldküche! Junge! Junge, aber nun mal den Freßpott vom Affen runter und, Laufschritt, marsch, marsch, an die Gulaschkanone ran!

Prost Mahlzeit!

Beim schönsten Futterfassen Befehl: Antreten! Die „Erste" sitzt in der Vorstadt Chaunys fest und muß herausgehauen werden. Antreten! Antreten! Rasch, rasch, rasch! ...

Verflixte Schweinerei!

Im Laufschritt aus dem Wäldchen raus, wieder über den Kanal hinüber zur Oise ...

Doch da fluten sie schon zurück, die Leute von der ersten Kompanie, langsam weichend, mit Bedacht, um Verluste zu vermeiden. Der Franzose folgt nicht ...

Der Franzose hat sich in den Gärten eingenistet und schießt hinter Zäunen und Mauerecken vor.

Zugleich haut Sperrfeuer auf das Gelände zwischen Oise und Kanal. Überall steigen Erdfontänen hoch, da, dort, in ständig abnehmenden Zwischenräumen.

Nun drängt alles schneller zum Kanal, um aus dem Geschoßhagel herauszukommen. An den Stegen staut sich Menschenknäuel um Menschenknäuel ...

Fritze hat indessen seine Meckerspritze im Gelände „aufgebaut". Ihn ärgert es, daß der Franzmann ungestört seinen Kameraden nachschießen kann, ohne daß ihm einer dabei das Lottermaul verstopft.

Lage um Lage pfeffert Fritze raus. Das hämmert dünnstimmig zwischen die Großkalibrigen hinein, streut die Gartenzäune ab und macht sich wichtig.

Ein zweites Maschinengewehr beginnt links von Fritze zu tacken. Aha! Das gute Beispiel hat angesteckt. Die Leute

von der „Ersten“, die zum großen Teil verwundet und alle abgekämpft sind, werden nun wenigstens den einen Gegner los, denn der Schangel verzieht sich aus den Vorgärten, in die deutsche Gewehrgarben streichen.



„Du“, sagte plötzlich einer neben Fritze, „du, ich glaube, wir veranstalten hier allein Scheibenschießen. Die andern sind schon alle am Kanal und machen, daß sie drüber kommen! Hör auf, Fritze! Los, ab nach hinten!“

Dem Fritze paßt das nun gar nicht in seinen Kram! Einmal läßt man sich schon stören, ohne gleich aus der Haut zu fahren, und wenn es beim Futterfassen ist; aber zweimal? Nee! So bleibt er immer noch ein Weilchen liegen und läßt noch einen Streifen surren...

Dann hoch! Die Meckerspritze zu zweit gepackt! Losgerannt! Hingeworfen! Achtung, eine Schwere! Kopf in den Dreck! Krach, krätsch... Eine Erdfontäne wirft Ackererde

bis zu ihnen hin ... Nase hoch! Die Luft ist wieder rein! Abermals los ... endlich am Kanal!

Ei verflixt nochmal! Von dem schönen Steg ist nur noch ein schmales, wippendes Brett übrig geblieben. Was nun? Nüber, Fritze! Nüber!

Krach! Nahe am andern Ufer bricht das Brett, und Fritze läßt seine Meckerspritze im ersten Schreck los ...

Klatsch — pfatsch — weg ist sie — verschwunden!

Fritze steht einen Augenblick verzweifelt da und zieht ein dämeliges Gesicht.

„Weiter! Weiter! Lauf doch, du Schöps! Natürlich, der Fritze! Dir ist wohl der Verstand eingerostet? Du suchst wohl nach Rollmöpsen, he?"

Ein halbes Dutzend Kameraden drängen ihn, zeternd, puffend, ärgerlich zum Ufer hinüber und lassen ihn dort weiterdösen, denn Fritze scheint wahrhaftig irr geworden zu sein. Er stiert ins Wasser, kümmert sich einen Dreck um die einschlagenden Granaten und noch weniger um das Maschinengewehrfeuer, das nun wieder aus den Vorgärten herübermeckert ...

Seine geliebte Meckerspritze ist weg, einfach weg, in den Kanal geplumpst! Karle Brettschneider, der Esel, der sie mit ihm trug, hatte auch losgelassen. Und Karle Brettschneider ist sogar weitergerannt.

Nun liegt er da hinten irgendwo auf dem Bauch und schreit in einem fort: „Fritze! Fritze! Laß sie doch liegen! Die holt keener wieder raus, ooch der Franzmann nich'! Mach', daß du aus dem Saufeuer kommst! Dich verwischt's schon noch, altes Kamel!"

„Halt endlich deine Klappe!" brüllt Fritze zurück, zieht

plötzlich seinen Rock aus, langt aus der Hosentasche einen Strick und springt ... wupp-die-wupp ... kopfüber ins Wasser. Gelb spritzt die Tunke auf.

Der Kanal ist hier gut drei Meter tief.

Fritze taucht wieder auf, schüttelt sich und verschwindet zum zweiten Male in der Tiefe ... kommt abermals hoch, prustet, spuckt, flucht und taucht. Diesmal bleibt er länger unten ...

Dem Karl Brettschneider hat nun doch das Gewissen geschlagen. Das hämmert in ihm: Ein Soldat läßt seine Waffe nicht im Stich, du! Ein Soldat läßt ...!

Karl Brettschneider ist mit einem Male zum Kanal hingesaust und hat sich dort neben den Rock und das Koppel Häberles an die Erde gedrückt. Jetzt hängt er die Nase übers Wasser und wartet, ob der Fritze wieder hochkommt.

Da ist er schon! Wahrhaftig! Und stößt mit ein paar Armbewegungen ans Ufer. Karle faßt zu und zieht den Kameraden über die Böschung.

Tack, tack, tack, tacktacktacktack, hämmert es von drüben.

Fritze brüllt: „Haltet euer lappriges Maul, ihr", und wischt sich Wasser und Dreck aus den Haaren, aus dem Gesicht, streicht sich über Brust und Leib und schüttelt sich: „Puh!"

Karl muß indessen den Strick halten, das heißt, nur das eine Ende; das andere ist unten im Kanal fest um die geliebte Meckerspritze gewickelt.

Dann haut sich Fritze Häberle erst mal eine Minute lang ins Gras und schnauft ganz laut. Dabei grinst er den Brettschneider an: „Na, alter Drückeberger, haste dich endlich hergetraut, was?"

Und Karle lacht...

Dann ziehen sie mit vereinten Kräften das Maschinengewehr aus Schlamm und Wasser. Pfui Deibel, sieht die Meckerspritze aus!

„Hübsches Mädchen, he?“ grinst Fritze den Karle an.

„Dreckschlampe“, antwortet der verächtlich.

Aber da legt Fritze Häberle los: „Was hast du gesagte, Kujon, trauriger? Meine Meckerspritze eine traurige Schlampe! So, so, wohl wegen des bißchen Drecks, das sie von da unten mitgebracht hat, he? Denkst du denn vielleicht, du sähst anders aus, wenn ich dich da hineinschmeißen würde, ha? ... Ha? ... Ha? ... Natürlich, natürlich haben es der Herr Großmogul vorgezogen, sich ins trockene Gras zu legen! Ist sauberer, was? ... Du, hör' mal: da bin ich wohl auch ne Dreckschlampe, du? ... Red' doch! Red' doch! Guck doch her, was für ne schöne Wut ich habe... und Zeit haben wir ja auch, was? Stehn Sie doch mal auf, Herr Großmogul! Machen Sie doch mal einen Hechtsprung ins Wasser, Herr Großmogul!“

Fritze ist ganz außer sich. Fritze pufft den lachenden Kameraden und redet sich immer mehr in Wut, je ärger der Karle lacht.

Gewiß wäre es noch zu einer kleinen Rauferei gekommen, wenn sich nicht eine von den französischen Großkalibrigen in den Streit gemengt hätte.

Mit rasendem Hui hupphupphupphupp... hupp kommt sie angesaust und bohrt sich, keine zehn Meter von den beiden deutschen Soldaten in die Wiese, reißt blitzschnell große Erdklumpen aus ihr heraus und wirft sie nach dem Fritze und dem Karle. Wie von einer großen Schaufel geschleudert fliegen



die beiden hoch im Bogen ... in den Kanal! Rund um sie herum klatschen Erdbrocken und Eisensplitter.

Doch die beiden Streithähne haben Glück. Unverwundet tauchen sie wieder auf und arbeiten sich zum Ufer. Jetzt haben sie auf einmal keine Zeit mehr, nein, nein, nicht einmal soviel Zeit, um sich zu schütteln. Sie packen ihre Meckerspritze und laufen nach dem Wald.

Dort erst hauen sie sich hin und verschnaufen schweigend. Was gäbe es auch noch viel zu reden: Der Fritze hat seine Meckerspritze wieder und obendrein die Genugtuung, daß auch der Karle ein Schlammbad hat nehmen müssen.

Und der Karle lacht sich im stillen eins, daß er nicht allein ins Wasser geflogen ist.

Dann trotten sie durch den Wald und finden die Kompanie am entgegengesetzten Wiesensaum. Mit Hallo werden sie empfangen, angestaunt ... und schließlich ordentlich ausgelacht! Und einer stimmt das Lied an vom Fritze und seiner Meckerspritze.

Schade, etwas stimmt nicht mehr ganz dabei: Der Fritze wird seine Meckerspritze niemals im Stich lassen!

Die drei Landstürmer und der kleine Leutnant

In den Bahnhof von Laon, der hochgebauten Stadt vor dem Chemin des Dames, fährt ein Urlauberzug ein.

Die Abteiltüren werden aufgerissen. Eine Flut deutscher Soldaten drängt über die Bahnsteige ins Freie. Von ihr mitgeschwemmt werden drei biedere Landsturmmänner aus Borna bei Leipzig, die dem verflossenen Heimaturlaub nachtrauern.

Der älteste von ihnen heißt Max Biese. Er pflegt fast jeden Satz mit den Worten „Uff Ehre" zu bekräftigen, weshalb man ihn nur noch den Onkel Ehrlich nennt.

Onkel Ehrlich ist genau ein halbes Jahrhundert alt und trägt als heiliges Andenken an den Tag, der ihn glücklich über die Äquatorlinie seines Lebens brachte und — uff Ehre! — in den Urlaub fiel, noch ein Stück Sandtorte im Affen.

Etwas jünger als er ist sein Kamerad Heinrich, der „Unglaubliche". Zwar ist das nicht sein Vatersname. Doch da

Heinrich in fünf Minuten mindestens zwanzigmal „unglaublisch" sagt, so muß er sich's gefallen lassen, wenn die Kameraden ihn statt Heinrich Fink nur „Du, Unglaublich!" oder „Unglaublichs Heinrich" rufen.

Der dritte im Bunde ist Hermann Koch, seines Zeichens Packer in einer Kartonagenfabrik, der jüngste des Kleeblatts, ellenlang wie eine Bohnenstange und ebenso dünn, während Onkel Ehrlich und Unglaublichs Heinrich ein ordentliches Bäuchlein vor sich herschieben.

Die drei Urlauber biegen hinter der Bahnhofshalle links ein. Sie scheinen sich hier auszukennen, denn der Hauptstrom der Menschen, die mit dem Zuge kamen, strebt geradeswegs auf die große, mehr als hundertstufige Treppe zu, die in die obere Stadt führt.

Nur einer stapft ihnen nach, ein junger Leutnant, der sie schon eine ganze Weile beobachtet hat. Über sein schmales Kindergesicht läuft ein Lächeln, wenn er ein paar Brocken aus ihrer Unterhaltung auffängt.

Onkel Ehrlich sagt eben: „Ne, ne! Das gefällt mir nich' mehr! Uff Ehre! Unsereener is' doch ooch nich' erst gestern von der Schulbank uffgestanden! Unsereener hat doch schon manches erlebt! Uff Ehre! Abber er zählt nischt mehr! Zählt eenfach nischt mehr! Uff Ehre! Jetzt schicken se so ne Sorte junger Schnösel an de Front, die unsereenen kommandiern solln! Habt ihr den nich' gesehen, der im Nebenabteel saß?"

„Ach, das Bleichgesichte, den Einjähr'gen, meinste?"

„Abber Hermann! Hermann! Dir is' wohl de Hitze in'n Kopp gestiegen, was? En Einjähr'ger? En Einjähr'ger! Ne, du, das is' doch schon en Leitnant, du! Uff Ehre!"

„En Leitnant?"

„Unglaublich", sagt Heinrich.

„Abber das is' ja ooch egal! Dadrieber wollten mer ja ooch nich' diskutiern! Nur so viel wollte ich sagen, daß es ene Verunzierung unsrer edlen Manneswierde darstellt, wenn so was uns kommandieren will! Uff Ehre!"

„Na, rege dich nur nich' uff, Maxe! Der wird unglaubliche Oogen machen, wenn er erscht in Stellung kommt! Ha, hahahaha! Wenn dem de Ratten friehmorgens de Suppe auslöffeln un' de reensten Stollengänge in sein'n Kommisschinken gegraben hamm! Hahaha!"

„Und du, wenn's dann losbummert! Pfitsch ... peng! Pfitsch ... peng! Daß de meenst, du säßt uff ner Luftschaukel mit Freilauf in dein'm Unterstand! Der wird Beene machen", meckert Hermann Koch.

Nun biegen sie in einen Lagerschuppen ein, der seit anno neunzehnhundertvierzehn, als man die hohe Stadt am Damenweg dem Franzmann wegschnappte, zur Kantine umgewandelt worden ist.

Hier geht es hoch her trotz aller Fliegergefahr. Es gibt bayrisches Bier! Faßweise Bier, Junge, Junge!

Die drei Urlauber setzen sich auf eine Bank und drücken sich eng aneinander, so daß man sie eigentlich fragen möchte, ob sie noch nicht genug in dieser Julihitze schwitzen.

Grade knobeln sie aus, wer von ihnen Bier zu holen hat, da kommt noch einer an den Tisch, einer, der — uff Ehre! — noch gefehlt hat: der junge Offizier.

Onkel Ehrlich fährt als erster in die Höhe und steht stramm. Nicht ganz so flink ist Heinrich; noch langsamer Landsturmmann Koch, dem vor Schreck der Mund offenstehen bleibt.

Der Leutnant lächelt und sagt: „Ich störe hoffentlich nicht?"

Onkel Ehrlich grinst: „Ne, ne, Herr Leitnant! Nur hergesetzt zu uns alten abgetakelten Schraubendampfern. Se brauchen sich nich' zu scheniern! Uff Ehre! Es freit unsereenen sogar, wenn sich mal en Vorgesetzter unter uns mischt! Uff Ehre! Heitzutage werd das Alter nich' mehr reschpektiert! Das hamm sich de jungen Schnösels abgewöhnt! Uff Ehre! ... Hermann! Jetzt abber holste Bier! Un' fier den Herrn Leitnant ooch eens mit, verstanden?! Wie sich das geheert, uff Ehre!"

Beinahe hätte er noch hinzugefügt: Du bist der jüngste von uns! Aber das verkneift er sich noch rechtzeitig und grinst den kleinen Leutnant an. Der lacht wie aus Knabenaugen, langt sein Zigarettenetui aus der Tasche und bietet ihnen „Stäbchen" an.

Da werden die beiden Landsturmmänner verlegen. Das ist doch unglaublich: erst fragt ein Vorgesetzter, ob er an ihrem Tische Platz nehmen darf und dann gibt er ihnen noch von seinem Rauchzeug! Sie nehmen dankend an.

Hermann Koch bringt vier Maß schäumendes Bier.

Drei Landsturmmänner ziehen mit tiefen Zügen, setzen die Krüge polternd auf den Tisch und wischen sich Mund und Bart mit den Rockärmeln ab. Der Leutnant schaut ihnen über den Rand seines Kruges zu.

Lächelnd fragt er: „Nun geht es wohl gleich in die Stellung?"

Und ehe jemand antworten kann: „Muß auch nach vorn! Können, wenn's recht ist, zusammen weitermarschieren! Ich muß nach Filain!"

Onkel Ehrlich grinst: „Jawoll, Herr Leitnant! Das geht! Dahin müssen wir auch, uff Ehre! Keene angenehme Stellung dort, ne, ne, uff Ehre!"

„Unglaublich viel ‚Ozon'!" sagt Heinrich.

„Was? Ozon?" Der Leutnant lacht.

Und Biese antwortet: „Eisenhaltige Luft, Herr Leitnant! Abber bloß gesund fier den, der die Brise ganzlebig schnupfen kann!"

„Na, dann prost; auf euer Wohl, Kameraden! Wie heißen Sie denn eigentlich?"

Wie an einem Fädchen hochgezogen, springen alle drei auf:

„Max Biese!"

„Heinrich Fink!"

„Hermann Koch!"

„Wilhelm Klein!" sagt der Leutnant einfach. „Auf gute Grabenkameradschaft!"

So trinken sie ihr Bier aus, packen sich die Tornister wieder auf, hängen die Gewehre um und stapfen los, bergan, mehr als hundert Stufen hoch, durch enge Gassen, zur Kommandantur.

Dort ist man in fünf Minuten fertig. Über holperiges Pflaster poltert der Schritt der schweren Stiefel. An den Hauswänden knallt er wider. Dann stehen sie auf einer alten Bastei. Weit hinaus ins Land schweift ihr Blick.

Dunstverhangen liegt es da, senkt sich vor ihnen durch Obstbaumgärten zur Tiefe, dehnt sich, Wiese an Wiese, bis zu einem fernen Waldsaum hin, hinter dem die erste Höhe des Damenwegs gleich einer grünen Mauer aufsteigt. Mehligweiß zieht sich eine breite Landstraße dorthin. Staub flackert über ihr. Grollend murrt es überm Berg, wo Filain liegt.

Im Mehl der Landstraße mahlen die Stiefel der vier deutschen Soldaten. Die Sonne brennt heiß. Trainkolonnen schlurfen vorüber, ein Trupp Armierungssoldaten kommt von vorn, müde, mit Dreck überzogen. Spaten und Kreuzhacke drücken die Schultern. Selbst das Pfeifchen will nicht mehr schmecken. Einen Trunk frischen Kaffee haben, ein Stück Brot dazu und sich dann langhin werfen können, mitten in tiefes Schlafen hinein...

Die Gürtelschnüre der Gräben liegen noch kilometerweit vor den vier Deutschen. Sie haben den Waldstreif erreicht und setzen sich seitab in eine Wiese, ein kleines Weilchen nur auszuruhen.

Der Leutnant bietet seine Feldflasche an, und als die drei dankend ablehnen, weil sie selbst noch gefüllte Bottel haben, ermuntert er sie mit geheimnisvollem Augenzwinkern, doch aus der seinen zu trinken.

Onkel Ehrlich tut den ersten Zug: „Ah, ah! Verflixt und zugenäht, is' das en Tröpfchen, uff Ehre! Von Muttern mitgebracht, was?"

Der Leutnant nickt lächelnd.

„Unglaublich gut! Unglaublich gut!" sagt Heinrich nur und wischt sich den Mund.

Der Lange kommt an die Reihe...

„Mensch, sauf se nich' aus! Unglaublich, was in so nen langen Kerl reinlaufen kann!"

Landsturmmann Koch setzt wütend ab, knurrt und schraubt den Verschluß wieder auf.

„Na, und ich, Kamerad Koch?" fragt der Leutnant lächelnd, nimmt die Feldflasche und trinkt den Rest, den ihm die drei Landstürmer gütigst übriggelassen haben.

„Wenn's nich' reicht, kann ich mit Kaffee aushelfen", sagt Onkel Ehrlich allen Ernstes.

Geschützdonner rührt seine dumpfen Wirbel.

Schneller scheinen die Kolonnen auf der breiten mehligen Straße hin- und herzujachten: frontzu beladen mit Munition, allerlei Gerät, Stacheldraht, Lebensmitteln und dem Tausenderlei, was man braucht. Rückwärts zumeist leer, manchmal mit dem Huckepack der Urlauber.

Die Straße läuft durch den Wald und gabelt sich am Fuße des Berges, den man dunkel von Laons Bastionen aus sehen konnte. Ihr einer Arm schlingt sich in vielen Windungen bergauf an den Kreidehöhlen vorüber, in denen die Infanterie eine letzte Nacht ruht, ehe sie im Grauen der Dämmerung in Stellung rückt. Ein kleiner, vielfach zerschossener Friedhof liegt auch da oben, dicht neben den Ruinen des alten Herrensitzes. Franzosen schlafen dort seit mehr als einem Jahrhundert, und deutsche Soldaten, die um die Wende des Jahres 1914 bis auf den Tag hier für ihre Heimat gefallen sind.

Hinter dem Friedhof ist plötzlich die Straße nicht mehr; wie in Wiesen untergetaucht, von der Wirrnis dieser Hochebene überwuchert. Es braucht sie auch niemand, denn das Stück Erde auf dem Rücken des Chemin des Dames ist tausendfach um und um geworfen in den Schlachten, zwischen den Schlachten und nach den Schlachten. Es bleckt aus ockergelben Trichtern, trägt den grauen Schorf aufgewühlter Grabenreste und die Brandstätten mancher Bauernferme. Einst war es fruchtbar wie selten eins. Seitdem Krieg ist, lauert der Tod allüberall. Und hoch hängen im Himmel auf französischer Seite die Fesselballone, um selbst einen einzelnen



Menschen, der sich tagsüber hier hinüberwagt, der Artillerie zu melden, damit sie ihre Gasgranaten nach ihm werfe.

Der andere Straßenarm duckt sich hinterm dicht bewaldeten Rücken des Berges hin. Ihn stapfen nun die vier deutschen Soldaten entlang, füllen rasch noch einmal bei einer Trainfeldküche, die seitab steht, ihre Feldflaschen und suchen im ersten Ort, der sich in Obstgärten wie so manches heimatliche Dorf verliert, nach einer Kantine. Und als sie sie gefunden haben, sitzen sie noch einmal fröhlich um den derben Holztisch, den deutsche Soldatenfäuste gezimmert, und trinken bayrisches Bier, denn das scheint es heute in jeder Kantine weit und breit des Damenweges zu geben.

Unheimlich bummert über den Berg her der Geschützdonner.

Onkel Ehrlich sieht trübe drein: „Wird wohl recht eisenhaltig werden, die Luft, ehe wir vorkommen! Da heißt's, springen lernen, wenn de ooch nich' willst, uff Ehre!"

„Unglaublich! Unglaublich!" sagt Heinrich leise, und der lange Koch gießt schweigend einige kräftige Schlucke in sich.

Da erzählt der junge Offizier vom Kampf am Chemin des Dames: „Ja, ja, Kameraden! Jetzt ist es nicht mehr leicht an der Westfront! Jeder muß seinen Mann stellen, ob er nun ein alter Großpapa ist oder ein junger Schnapper wie ich!"

Onkel Ehrlich sieht ihn von der Seite an und denkt sich was ...

Der Leutnant fährt fort: „Die Flandernschlacht, ich meine die große Offensive der Entente, hat uns viel gekostet, wohl die größten Opfer im Westen in diesem Jahre. Aber auch an anderen Stellen der Front haben unsere braven Kerls schwer herhalten müssen, im Artois, in der Champagne und vor Verdun ...

Vor einem Monat etwa ist nun bei den Tommies viel Ersatz angekommen. Die haben sich ja lange im Hintertreffen gehalten, die schlauen Brüder, und jetzt, wo's ihnen doch zu brenzelig wurde, aus allen ihren Kolonien herangeholt, was sie heranholen konnten. Die Engländer sind von der Scarpe an die Lys gerückt und haben bei Wytschaete angegriffen!"

„Kennen wir unglaublich gut! Sind ooch schon dort oben gewesen", sagt Heinrich, der Unglaubliche, tonlos; und Onkel Ehrlich wirft dazwischen: „Saucke!"

Der junge Offizier lächelt und erzählt weiter: „Nun liegen uns auf den Hügeln der Champagne, an den Ufern der Maas und hier am Chemin des Dames Franzosen gegenüber, die ganze Armee des General Petain!"

„Wissen wir! Wissen wir, Herr Leitnant! Hamm se ordentlich verspürt im letzten Mai, uff Ehre! Der ganze Schmängdädams hat gewackelt wie bei einem Erdbeben, de Kreidehöhlen sin' eingestürzt, de Unterstände zu Klump geschlagen worden! Uff Ehre! Da is' manchem braven Mus-

ketier die Lebenspuste ausgegangen! Aber, mir haben denen gezeigt, was en deutscher Infanteriste kann. Uff Ehre! Nich' wahr, Kameraden? Also, das war so: Nachdem der Franzmann zu trommeln uffgehört hatte un so, schmiß er seine blaugrauen Junker, scheen ausstaffiert mit funkelnagelneie Uniformen, aus den Gräben raus und ließ se gegen uns Sturm laufen, teteretä! teteretä! Tä! Tä! Junge, Junge, die kamen an wie uff em Paradefeld! Nur von der Ausrichtung tun die nischt versteh'n! Uff Ehre! Mir lagen in unseren Löchern un' ließen uns erscht mal das Schauspiel an de Dogen vorieber defiliern! Dann aber, so uff e paar hundert Meterchen hin, ham mer mal zwischen die Kujons neingeleuchtet! Raus, was raus ging aus de Schrotbüchsen! Un' unsere Maschinengewehre! Rene wie toll hamm die getan... Da hat's dem Franzmann schwer gejuckt! Un' er hat die scheenen, funkelnagelneien Tornister in'n Dreck geworfen, hat geschrieen, als ob er am Spieße stecken täte un' ist mit schneidiger Kehrtwendung un' im Laufschritt, marsch, marsch, wieder uff un' davon! Mir nich' faul un' e bißchen hinterher! ... Abber damit war das Schauspiel nich' etwa zu Ende ... Dann kam unser großer Angriff westlich von Allemant! Un' bei der Froidmontferme un' bei Pavigny! Hui, hamm mir dene' de Rücken versohlt ... uff Ehre!"

„Unglaublich! Unglaublich!"

„Was is' hier unglaublich, du Pavian, du? War's nich' etwa so?"

„Ich meinte nur", sagt der dicke Heinrich.

„Hier schpricht nur eener, verstanden!" donnert ihn Onkel Ehrlich an; „un' ich bin der Älteste, habe also das Vorrecht, den Herrn Leitnant, der nun mit uns in die Stellung rein

muß, e bißchen uffzuklärn, damit er nich' unversehends dem Schangel in de Finger läuft! Du weeßt doch, wie nahe wir uffenander hocken, Heinrich! Prost, Herr Leitnant!"

Der lange Koch packt aus seinem Affen einen Laib Brot und eine dicke Wurst. Das ist das Zeichen, daß man an seinen Magen zu denken hat. Kamerad Koch, der Schweigsame, gibt stets nur solche Zeichen.

Also kramen die andern auch aus, was sie von Muttern mitbekommen haben.

„Sandtorte, Herr Leitnant! Prima Sandtorte, uff Ehre! Geburtstagskuchen, Herr Leitnant! Ich bin nämlich im Urlaub fünfzig Jahre alt geworden, Herr Leitnant! Uff Ehre! — Da, kosten Se mal en Happen! Schmeckt ooch zum Biere ausgezeichnet! Meine Marie versteht sich uffs Kuchenbacken wie keene zweete in ganz Borne!"

„Guten Appetit, Herr Leitnant", sagt Heinrich und zerschneidet eine saure Gurke in vier Teile.

Der Leutnant entkorkt eine kleine Flasche echten Branntweins und reicht sie reihum.

So sitzen sie länger, als sie geplant haben, und die Dämmerung legt ihre feine Gaze schon über die Wiesen, als sie die Tornister wieder aufnehmen.

Batteriewirbel kollern hangher. Einschläge schallen dumpf. Durch zerstörte Dörfer, an rußigen Brandgiebeln vorüber, in deren Geruch sich das Duften erblühter Rosen mischt, stapfen die vier, schweigsam, mit Gedanken beschäftigt, die keiner zu erraten vermag.

Onkel Ehrlich führt, biegt in eine Schlucht ein, die kaum breiter ist als der schmale Pfad, der sich in ihr emporzwängt.

Näher scheppern die Einschläge.

Ein Trupp Ablösung schiebt sich an ihnen vorüber.

Die Nacht fällt dunkel und sternenlos über sie. Dicht an dicht marschieren sie weiter, immer weiter durch zerstampftes Land, weichen Stacheldrahtgehegen aus, springen da und dort über einen dürftigen Grabenrest, klemmen sich an einem Waldrand hin und sind nach Stunden am letzten Dorf vor der Stellung, in Filain. Kein Stein steht hier mehr auf dem andern. Die Straße muß Nacht für Nacht freigelegt werden, da der Franzmann unaufhörlich im Getrümmer mit schweren und leichten Granaten wühlt, als könnte er Anschub und Verkehr dadurch aufhalten.

Vor dem ersten Unterstand, der tief in eine Böschung hineingeht, trennen sich die drei Landstürmer von ihrem jungen Leutnant. Sie geben sich die Hände und sehen sich lange an. Die kurze Wegstrecke hat sie fest miteinander verbunden, und über das Gesicht der Männer geht ein Leuchten, als der neue Kamerad ihnen verspricht, bald wieder bei ihnen zu sein.

Er hat Wort gehalten. Schon am nächsten Tage kam er und saß mit ihnen wohl eine Stunde lang zusammen in ihrem Trichter.

Sie sprachen von dem und jenem und auch davon, daß es so scheine, als wolle der Franzmann einen größeren Vorstoß in den kommenden Nächten wagen.

Alarmzustand ist befohlen ...

Und richtig: eines Nachts leuchtet der Himmel hell auf. Gleich Diademen hängen die Leuchtkugeln am mondhellen Himmel, verflackern, löschen aus, und ein Orkan von Geschossen rast über die deutsche Stellung bei Filain.

In Steinbrüchen, Grotten, Tunnels und Trichtern lauert

die deutsche Besatzung auf den Angriff. Schuß um Schuß greift in ihre Reihen, einer nach dem andern sinkt getroffen hin, der für immer, der andere verwundet. Sanitäter kriechen von Loch zu Loch, verbinden und schleppen ab. Stöhnen, Schmerzensschreie überall.

Die drei Landstürmer ducken sich an die Wand ihres Trichters. Onkel Ehrlich hat die Hände um das Maschinengewehr gekrampft. Heinrich sagt in einem fort: „Unglaublich ... unglaublich!"

Hermann Koch schweigt.

Stunde nach Stunde verrinnt.

Da springt plötzlich einer zu ihnen in den Trichter. Erschrocken blicken sie auf. Der Leutnant steht da, lacht und sagt: „Guten Morgen, Kameraden! Böse Sache das, was?! Na, wird bald vorüber sein, die Schweinerei, und dann nichts wie drauf! ...

Wollt ihr mal trinken? Hab' noch eine Flasche guten deutschen Branntwein da!"

Nun setzen sie sich aufrecht, während der Leutnant immer noch stehen bleibt, und trinken.

„Vorsichtig, vorsichtig, Herr Leitnant! Das pflutscht nur so über die Löcher hier! Se könnten leicht eine verpaßt kriegen, uff Ehre! Mer soll sei' Leben nicht unnütz uffs Spiel setzen!"

„Keine Bange, Kamerad! Wen's treffen soll, den trifft's, und wenn er in ein Mauseloch verkrochen wäre! Macht's gut! Ich muß weiter!" Fort ist er ...

„Unglaublich! Unglaublich ...!"

„Ein Teufelskerl, der Kleene! Keen bißchen Angst im Leibe, das erschte Mal hier draußen! Un' läuft im größten Trommelfeuer spazieren! Wenn das nur gut geht!"


W. Pl.

Die dritte Stunde ist eben abgelaufen. Da setzt das Feuer wie mit einem Schlage aus.

Blaugrau springt es heran, aus kaum vierzig Meter Entfernung, zu Tausenden gegen die dünne, gelichtete deutsche Stellung ... die Franzosen greifen an.

Aus den Trichtern meckern deutsche Maschinengewehre, mähen Menschenschwade um Menschenschwade, doch neue Schwarmlinien folgen der ersten. Handgranaten fliegen in die Erdmulden.

Ein Maschinengewehr nach dem andern setzt aus.

Die Übermacht ist zu groß!

Was nun?

Onkel Ehrlich sinkt plötzlich zur Seite. Ein Granatsplitter hat ihn an der rechten Schulter getroffen.

Er stöhnt, und Heinrich schneidet ihm den Rock auf ...

Hermann Koch bedient allein das Maschinengewehr.

Da greift das Schicksal auch nach ihm. Mit einem Aufschrei rutscht er die Trichterwand hinunter.

Nun schweigt auch dieses Maschinengewehr.

Heinrich springt auf: „Unglaublich! Unglaublich! Lebend sollen sie uns nicht haben!"

Schon liegt er neben dem Gewehr, reißt den Abzugbügel — da stehen drei Franzosen dicht vor ihm. Er sieht ihre funkelnden Augen, sieht die blitzenden Bajonette, weiß, nun ist alles aus und wirft sich hoch, ihnen entgegen.

Doch es geschieht ein Wunder.

Drei Schüsse knallen kurz hintereinander.

Die Franzosen brechen in die Knie.

Heinrich weiß nicht, wie ihm geschieht! Das Herz schlägt ihm wild. Er ist fassungslos. Da hört er eine ihm wohlbe-

kannte Stimme: „Auf! Auf, Kamerad Heinrich! Ans Gewehr!“

Der kleine Leutnant reißt ihn zu Boden.

Der kleine Leutnant läßt schon Gurt um Gurt ablaufen, und die andrängenden Wellen blaugrauer Menschen fallen wie getroffene Halme.

Heinrich kommt wieder zur Besinnung und greift zu.

Auch Onkel Ehrlich krabbelt die Trichterwand in die Höhe und müht sich unter Stöhnen, irgendwie behilflich zu sein.

Splitter sausen um sie her, surrend, pfeifend. Es kümmert sie nicht. Sie sehen nur den Gegner und halten fest auf ihn hin.

„Autsch“, sagt der kleine Leutnant plötzlich.

Über die linke Hand läuft Blut. Ein Sprengstück hat sie ihm quer über den Handrücken hin aufgerissen.

„Unglaublich! Unglaublich“, schreit Heinrich auf, und Onkel Ehrlich vergißt mit einem Male die eigenen Schmerzen, zerrt ein Verbandpäckchen aus der Tasche und wickelt die weiße Scharpie fest, schmerzhaft fest um die blutende Hand des Leutnants. Der aber lacht und sagt: „Macht nicht so viel Kram um das bißchen Riß da!“

Die Rechte hat er noch immer am Abzugbügel, das Auge visiert ununterbrochen. Doch plötzlich wird es Nacht um ihn. Er sinkt vornüber und ist ohne Bewußtsein.

Onkel Ehrlich und Heinrich ziehen ihn zur Trichtertiefe und legen ihn neben Hermann Koch, der noch immer nicht zu sich gekommen ist.

Der Franzmann hat im gleichen Augenblick das Stürmen aufgegeben. Sanitäter suchen das Gelände ab. Es ist unheimlich still rundum ...

Am gleichen Nachmittag trotten vier deutsche Soldaten auf der mehligen Landstraße, die von den Höhen des Damenwegs nach Laon führt: Onkel Ehrlich, Heinrich, der Unglaubliche, Hermann Koch und der kleine Leutnant. Das Erlebnis einer einzigen Nacht hat sie eng aneinander geschmiedet, und Onkel Ehrlich wettert nicht mehr über die blutjungen Vorgesetzten, die man jetzt in den Graben schickt. Nein! Nein! Uff Ehre!

Ein Vöglein sang im Lindenbaum ...

Der Wehrmann Ott hat das Lied angestimmt. Es paßt eigentlich gar nicht so recht hierher, denn sie sitzen in der Kantine „Zum blauen Kaninchen", der Ott und die halbe Kompanie, und es geht ordentlich laut zu.

Die Kantine „Zum blauen Kaninchen" liegt in einem lieblichen Wäldchen, ein großes Stück hinter der Front, in einem Ruhelager; und wenn man ins Ruhelager kommt, läßt man sich's wohl sein bei Bier und Zigarren und vielleicht auch bei belgischen Fettigkeiten.

Man tobt sich aus vor lauter Freude, für einige Tage der Sauerei dort vorn entronnen zu sein, möchte immerzu die Arme ausbreiten und schreien: „Was kostet die Welt!" oder singen, singen, brüllen, daß die Wände wackeln!

Der Knurrsche hat ein neues Musikinstrument erdacht, das man wenigstens durch den Höllenlärm hindurch zu hören vermag; er hat an eine lange Stange vier Querstangen genagelt und die vier Querstangen mit leeren Konservenbüchsen behangen. Haut er nun mit der Stange ordentlich auf den Boden, eins, zwei, drei ... eins, zwei, drei ... dann schettert

und kleppert das wie ein ganzer Musikzug Blechmusik und noch besser!

Freilich, manchmal kann der Knurrsche sein Instrument nicht verwenden, zum Beispiel gerade jetzt, wo der Ott das Lied anstimmt: „Ein Vöglein saß im Lindenbaum ...!"

„Mensch, ick gloobe, bei dir stimmt wat nich'!"

Der Ott läßt sich nicht stören, und alle singen mit.

Knurrsche gibt sich zufrieden, stellt seine Tschingterätätä in die Ecke und widmet sich dem Bier.

Er wartet geduldig, bis der letzte Vers vorüber ist und fragt dann so laut, daß es alle deutlich hören können: „Du, Ott, was macht denn dein Vogel?"

Gelächter und Gebrüll.

Ott bleibt gleichgültig: „Danke der Nachfrage, Herr Kamerad! Es geht ihm gut, sehr gut sogar! Wenn er erst mit dem Eierausbrüten fertig ist, will er dir Privatstunde in Musik geben!"

Abermals Gebrüll. Knurrsche grinst...

Knurrsche fragt höhnisch: „Du, Ott, wie heißt denn dein Vogel?"

„Fink von Finkenstein, Herr Wehrmann", lächelt der andere verbindlichst, steht auf und geht hinaus.

Es ist wirklich wahr: der Ott hat einen Vogel! Einen richtigen Vogel mit Flügeln, zwei flinken Beinchen und einem bunten Röckchen.

Der hat sich ein Nest gebaut in der Ruhestellung der Pioniere und mag wohl drauf und dran sein, die Frau Gemahlin zu bitten, recht bald Eier zu legen.

Wehrmann Ott schleicht sich zu einem der hohen Linden-

bäume, die gleich Gardekürassieren in einer Talmulde stehen, langt ein Pfeifchen, das er sich aus Weidenholz geschnitten, aus der Tasche und pfeift: tirüll, tü, tötötötö! Tirüll! Tirüll!

Und schon antwortet es aus dem Gezweig: tirüll, tü, tötötötö!

Zwei muntere Finken stoßen herab, setzen sich, wippend und schwippend vor den Wehrmann und picken die Brotkrumen auf, die er ihnen reicht. Aus klugen Äuglein schauen sie ihn an, halten ein wenig Zwiesprache mit ihm und vertrauen ihm auch an, daß es nun bald so weit sei! Womit? Womit? Tirüll, tü, tötötötö! Wenn du wiederkommst, wenn du wiederkommst, dann ist unser Nestchen voll mit kleinen Finken! ...

Husch, husch, fort sind sie, und Wehrmann Ott pfeift, bis sie ihm aus den Zweigen herab antworten.

Dann geht er fröhlich davon.

Dumpf rührt das Schicksal seine Wirbel über diesem Stück deutscher Stellung. Tag um Tag, und Nacht auf Nacht trommelt der Engländer. Aus Tausenden von Schlünden faucht und röhrt der Eisenhagel und zerprescht alles, was seine griffigen Tatzen erreichen. Wiesen werden umgeackert, Wälder zu Stumpfresten geschlagen, aus den Gräben ist ein Trichtergelände geworden.

Um die Soldaten nicht sinnlos dem Feuer auszusetzen, werden sie eines Nachts zurückgenommen. In kleinen Trupps eilen sie zum Ruhelager der Pioniere. Kaum sind sie dort angekommen, greift das Feuer der feindlichen Geschütze auch hierher, und es heißt, noch weiter zurück!

Wehrmann Ott ist traurig! Das kleine, stille Wäldchen

ist furchtbar zerfetzt, Barackenstücke liegen umher, und von den Linden in der Talmulde stehen nur noch wenige.

Leise schleicht er sich von seinem Trupp fort, duckt sich rasch ins Gebüsch und wartet, bis keiner mehr da ist.

Dann holt er sein Pfeifchen hervor und rennt, was er rennen kann zur Linde, in dessen Gezweig seine kleinen gefiederten Freunde wohnen.

Tirüll! Tü, tötötötö!?

Keine Antwort. —

Geschosse gurgeln über ihn hin, schlagen krachend ein, Splitter sausen.

Ott pfeift: tirüll, tü, tötötötö!?

Und im Gezweig antwortet es schüchtern, ganz schüchtern ... Tirüll ... tü ...

Wehrmann Ott ist wie ein Kind. Seine Augen strahlen, sein Herz klopft rasend: sie sind noch da, sind noch da! Und wieder pfeift er, pfeift in einem fort und achtet der rasenden stählernen Ungetüme nicht, die über ihm kreisen.

Er zerbrockt Brosamen und hält seine Hand zitternd hochauf. Da fliegt es heran, das Männchen kommt zuerst, und nun ist auch das Weibchen da!

Wehrmann Ott könnte weinen vor Freude. Er möchte die Tierchen streicheln, möchte ihnen sagen, daß sie mit ihm gehen sollten, weil es hier zu gefährlich wird. Doch sie verstehen ihn nicht. Aber er versteht sie, hört aus ihrem munteren Gezwitscher, daß dort oben in einem kleinen, wohligen Neste vier nackte Finklein sitzen, ihre Schnäbel aufsperren, und daß man nicht zu lange jetzt mehr bei ihm verweilen darf, weil die Kleinen Hunger haben.

Husch ... husch ...! Fort sind die beiden Alten.

Tirüll, tü, tötötötö, pfeift der Wehrmann Ott lustig, setzt sich an den Stamm der Linde und sinnt vor sich hin.

Die Granaten heulen, Splitter sausen, brechen knackend um ihn her ins Gebüsch und zerfetzen das Astwerk.

Nun wird es dem Wehrmann Ott doch unheimlich zu Mute. Eine Weile überlegt er, was zu tun sei! Soll er hinaufklettern und das Nest holen? Soll er ohne die Vögel davonrennen?

Er steht in sich versunken.

Unheimlich tost es heran, ein Untier, das brüllt, wie er noch niemals ein Tier hat brüllen hören. Das schlägt gegen den Lindenstamm, schlägt über ihm nieder, greift nach seiner linken Schulter, seinem Arm, seiner Hand. Schmerz quillt auf, rasender Schmerz, und Wehrmann Ott sinkt zusammen. Doch da sieht er, wie die Linde schwankt, sich nach der Seite legt, sieht zwei kleine aufgeregte Vögel den Baum umkreisen, hört sie ängstlich schreien, rafft sich auf und stürzt zu dem abgebrochenen Wipfel des Baumes hin.

Das Finkenpärchen saust pfeilgeschwind hinter ihm her.

Welch ein Wunder! Das Nest ist unberührt, vom Gezweig sorgsam gestützt, und die kleinen Vögel pipsen mit aufgerissenen Schnäbeln.

Wehrmann Ott löst das Nest mit blutenden Händen und trägt es behutsam davon.

Von Baum zu Baum folgen ihm die beiden Alten.

Ihr Gezwitscher ist voller Sorge: wo willst du mit unseren Kleinen hin, du? Du bist doch unser Freund! Warum nimmst du sie uns?

Dann setzt der Wehrmann Ott sich eine Weile ins Gras, holt sein Pfeifchen hervor und pfeift: tirüll, tü, tötötötö!

Husch, husch, sind die Vögel da, setzen sich zu ihm und folgen ihm wieder, wenn er weitergeht.

Der Zug des Wehrmann Ott ist aus dem Feuerbereich gekommen und angetreten. Man stellt fest, ob jemand fehlt. Stellt fest, daß der Wehrmann Ott fort ist.

Drei Mann müssen zurück, um ihn zu suchen.

Sie finden ihn, wundmatt an einem Waldsaum. In seinen Händen hält er das Finkennest, und als die drei Deutschen sich ihm nahen, fliegen zwei gefiederte Eltern ängstlich auf.

Wehrmann Ott lächelt glücklich ...



Der dicke Karlemann!

Eine „pfundige Gesellschaft“ waren wir an sich schon im Unterstand bei Pontfaverger in der Champagne; lauter Kerls, die es hinter den Ohren hatten, einen ordentlichen Spaß verstanden und selbst das Härteste, was ein Krieg mit sich bringt, von der lustigen Seite nahmen.

Schon unsere „Duckbude“ gab Anlaß zu manchem Witz. Zehn Stufen tief ging's in die Erde hinunter, wie auf einer Hühnerleiter, zwischen enger Holzverkleidung. Man war in der „Zigarrenschachtel“, die sich unten breit und behäbig öffnete, sicher geborgen und konnte vor allem, ohne von oben gesehen zu werden, feststellen, wer von der „hohen Obrigkeit“ oben antrudelte und die Absicht hegte, uns mit seinem Besuch zu beehren. Damit wir nicht bei dienstwidrigen Handlungen ertappt wurden, hatte ständig einer Horchposten in der Nähe der Stufenleiter zu beziehen.

Eines Tages bekamen wir Zuwachs. Ein kleines dickes Kerlchen zwängte sich pustend und maulend schachtabwärts und ließ, unten angekommen, erst einmal alle Siebensachen zur Erdsohle fallen, daß es nur so wummerte, wischte sich den Schweiß von der Heldenstirne und stellte sich vor: „Hano! I moi... moi... moi... moin, da... da... da... daß ihr mich, mich, mich ... ke ... ke ... ke ... kennne mießtet!“

— „Hano“, antworteten wir alle zugleich. „Des is jo der Karlemann von der Pflaster- und Schmieren-G. m. b. H.! Ja, Karlemann, was willscht au hier bei ons? Kerle, eh du bloß es Maul aufta hascht, hend dir doch de Franzose de Krage abdreht!“

Der dicke Karlemann stotterte nämlich nach allen Regeln der Kunst; da er aber ein vergnügliches „Haus" war, erwiderte er gar nichts, sondern machte sich gleich daran, sich ein günstiges Plätzchen in der Zigarrenkiste auszusuchen.



Wir tuschelten indessen und wurden uns darüber einig, daß der Karlemann gleich den Horchposten beziehen müsse, weil wir es auf einen ordentlichen „Doppelkopp" abgesehen hatten, indes eigentlich Gewehre zu „flimmern" waren.

Karlemann sagte gar nichts; als wir ihm unseren Beschluß mitteilten, setzte er sich auf die unterste Stufe und begann, vor sich hinzudösen.

Wir waren schon beim dritten Spiel, da regte sich was oben. Stimmen wurden laut, merkwürdige Stimmen, die stark nach Kommandos schmeckten. Karlemann rührte sich nicht!

„Du, Karle, schlaafst? Mensch! Guck au, wer da kommt!" Karlemann blinkert nach oben, kneift die kleinen Äuglein zusammen, blinkert wieder, geht in Kniebeuge und sagt nichts. Wir sind wirklich im Kartenspiel gestört durch den dummen Kerl, und Pfeffers Maxe brüllt los: „Alter Pflasteronkel, mach doch au mal dein Futterlade auf!"

— Karlemann blinkert noch immer und ist schon bei der fünften Kniebeuge. Irgendwer kommt die Treppe herunter. Endlich, wir haben schon die Karten verstaut und die Knarren in die Hand genommen, quillt es aus unserm dicken Karlemann wie zähflüssiges Blei: „S ... s ... s ... sehe ... kakakakakaa ... i ... den ... K ... k ... k ... Kerle no net, a ... a.a.a.aaaaber an de ... Boi ... boi ... boine ... moin i ... hat er brei ... brei ... breite Streife ... da ... da ... da ... danach muß es ä ... ä ... ä ... Ge ... Ge ... General sein!" Da steht Exzellenz auch schon vor ihm und uns. Und fragt unsern verdutzten Karlemann: „Na, Kamerad, stottern Sie immer so?"

Worauf der Karlemann antwortet: „Nu ... nu ... nu ... nui, Exzellenz, blo ... blo ... bloß, wann i ... i ... i ... schwätz!"

Und da Exzellenz lachte, haben wir ordentlich mitgelacht und schon nach wenigen Minuten weiter „gegeigelt"!

*

Leider war Karlemanns Aufenthalt in unsrer Mitte durch des ewig dunklen Geschickes Mächte auf nur kurze Dauer bemessen worden, und alle unsere Hoffnungen, endlich einmal einen in die Familie bekommen zu haben, der ohne Knurren und Murren „Mädchen für alles" gewesen wäre, gingen am gleichen Mittag schon zuschanden. Und das kam so:

Der Schangel spritzte uns in unser schönes Mittagessen, das aus „Stacheldraht und Stockfisch" bestand — in Küchenrezepten war man im Felde besonders erfinderisch — allerhand Saures hinein.

Es gab viele Verwundete, und Karlemann mußte im Schweiße seines Angesichts verbinden helfen.

Auch ich hatte für unvorschriftsmäßiges Verhalten beim Essenfassen einen Denkzettel in Gestalt eines Querschlägers erhalten, der mir in den linken Oberarm gefahren war.

„Pa ... pa ... parti ... A ... a ... allle ... manche", sagte Karle trocken. „Ka ... ka ... kascht glei mit mir fah ... fah ... fahre! J ... i ... i ... muß nach hinte', Verwun ... wun ... wun ... dete ... a . a . a . aaabschleppe!"

Und so wurde es denn auch. Gegen Abend trollerten wir los, der Karlemann an der Spitze und einige Stücker sieben aus dem Abschnitt, die noch laufen konnten, hinter ihm durch den engen Laufgraben drein. Karlemann schwätzte diesmal nichts, stotterte also auch nicht.

Über uns hin segelten kleine Granatvögel, stießen da und dort zur Erde nieder, machten ritsch ... pfeff, und nötigten uns, jedesmal stehen zu bleiben, um nicht noch einmal von ihnen erwischt zu werden. Aber wir waren guter Laune und stupsten den Dicken in den Rücken, wenn er allzulange verhielt. Dann sagte er wohl bisweilen: „S ... s ... sauererei", und trottete weiter.

Der Graben verlief im Gelände.

Das Gelände dampfte! War's Nebel? War es Gas? Gott sei Dank: es war Nebel, und einer von uns rief nach vorn: „Karle, paß au auf, daß d' net troffe wirscht! Bei dem Saunebel kaa der Schangel net seha, wo naa er schießt!"

Darob herzhaftes Gelächter, das Karlemann nur mit einem hämischen Grinsen quittierte.

Pfitsch ... pfeff! Pfitsch ... pfeff! Ganz nahe schlug das ein! Wir lagen alle auf der Nase. Karlemann hatte seine Hurratüte verloren! Ausgerechnet wieder mal der Karle!

Wir alle suchen, denn ohne Stahlhelm weiter zu wandern, nein, das durften wir dem Kameraden nicht antun!

Hurra! Da lag sie ja, die Zierbombe! Junge! Junge! Hol sie dir doch!

Karlemann stapft hin, springt entsetzt zurück, hebt beide Arme gen Himmel und schreit: „Ha ... ha ... han ... i ... iiiiii ... wieder ma ... ma ... mal Schwein ... ge ... ghett! We ... we ... we ... wenn i ... da ... da ... noch den Ko ... opf ... drinne ghett hätt!“ Wir halten uns den Bauch vor Lachen, denn in Karlemanns schönem Stahlhelm lag friedlich ein Blindgänger!

Nun aber fort aus diesem eisenhaltigen Gäu!

Wir kippten den Stahlhelm ganz behutsam um, machten vor dem kleinen Geschoß einen artigen Bückling zum Dank dafür, daß es den Kopf unseres lieben Kameraden verschont hatte, und marschierten weiter.

An der nächsten Feldbahn-Haltestelle machten wir halt, klaubten uns noch ein Schälchen heißen Kaffee bei den Pionieren, erzählten ihnen, was unser Karlemann wieder mal für Dusel gehabt, und lachten uns gemeinschaftlich noch mal gründlich aus. Die Feldbahn fuhr uns bis zur nächsten Revierstation, und dort stiegen wir in einen der alten Sanitätswagen, die noch von Rössern gezogen wurden.

Karlemann war in seinem Element, stieg auf den Bock und knallte mit der Peitsche lustig in die stille Nacht hinein. Er



war froh, dem Schlammassel so schnell wieder entronnen zu sein. Für ihn ist sogar Post angekommen! Und ein Liebespaket! Sofort bauten wir uns alle um ihn auf. Das Witzeln begann aufs neue:

„Von deinem Schatz, ha?"

„I ... i ... i ... hab ... koi.koi ... n", antwortete er erschrocken und schnüffelte wie ein Fährtenhund an dem Pappkarton herum, der merkwürdig feucht war.

„Na, so mach doch auf, Karle!"

Karle nestelte den Bindfaden ab. Karle öffnete die schöne, große Schachtel und fand darin — Birnen!

Birnen! Durst hatten wir alle, aber das waren ja gar keine Birnen mehr! Das war der reinste Birnenmatsch. Das Paket mußte schon wochenlang unterwegs sein.

Karlemann zog ein erzdummes Gesicht und schmiß den ganzen Matsch auf die Erde.

„Hano, Karle, wer wird denn so aufgebracht sein! Mensch, da liegt ja noch ein Zettel dabei!"

Ich hebe ihn auf und entziffre mit großer Mühe: „Lieber Karl, die Birnen sind aus unserem Garten von deinem Lieblingsbaum. Du hast sie immer so gut gepflegt und so gern gegessen. Deshalb habe ich sie dir gepflückt, obwohl sie noch recht hart waren. Du mußt sie eben noch eine Weile liegen lassen, bis sie weich sind. Deine Schwester Maria, die Dich herzlichst grüßt und Dir guten Appetit wünscht!"

Ob wir gelacht haben? Natürlich haben wir gelacht! Und wie! Sogar der Karlemann hat in das Gelächter mit eingestimmt, ist wieder auf seinen Kutschbock geklettert und hat die Gäule angetrieben.

Wir warfen uns auf das Stroh, das den Karrenboden bedeckte und beschlossen, nach des Tages mannigfachen Erlebnissen einen ordentlichen Schlaf zu tun. Dem einen gelang's, dem andern nicht, da der Wagen abscheulich rumpelte und schwankte.

Karlemann sang! Wirklich: er sang, und mit dem Singen ging's bei ihm besser als mit dem Reden! Er stotterte dabei nicht ein einziges Mal ...

Am ersten Dorf hielt er plötzlich, und wie wir auffuhren, uns nach dem Grund des Verweilens zu erkundigen, sehen wir unsern Dicken mit einem alten Franzosen in seltsamem Gespräch. Hände reden, Karlemann stottert: „Wa ... wa ... waas ... wi ... wilscht ... de ... de ... denn ... oi ... oi ... getlich, alter Parlewu ... Parlewu ... schepp ... schepp ... topp?"

Da ich französisch kann, merke ich sehr bald, daß der Alte sich gern für einen Augenblick Karlemanns Stalleimer ausbitten möchte, um seiner Kuh Wasser zu geben. Der Franzose redet in einem fort: „pour la vache! Camerade ... pour la vache!“ Und unser braver, seelenguter Karlemann, der jedem gern behilflich war und schon den Eimer hinreichen wollte, riß ihn mit einem Male wieder an sich und stotterte: „Na, nananana, fie ... fier ... dei Rendviech ... hä ... hä ... hättescht ... en ... ha ... ha ... hawwe ... könne ... a ... a ... a ... awwer für ... doi ... Wasch? ... na .. nnananna na ... dö ... dö ... dös ... dauert ... ons ... z'lang!“

Der arme Franzose hätte gewiß über die grausamen „Boches“ geschimpft, würden wir unserm Karlemann nicht des Wortes Sinn gedeutet haben. Da gab er gern den Eimer für ein Viertelstündchen her, das uns der Alte mit einigen Töpfen frischen Mostes verkürzte.

Aber gelacht haben wir wiederum ... und das wäre vielleicht noch so weiter gegangen, wenn wir uns nicht im nächsten Revierort hätten trennen müssen!

„Mach's gut! Mach weiter so, Karlemann! Andere wollen auch ihren Spaß haben!“